Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang XII.

1898. 1898.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

23. Band, 4. Heft.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Generaldebit für den ausländischen Buchhandel bei **Wilhelm Braumüller**, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler, Wien und Leipzig.

Inhalt.

Ew. pp.!

Se. k. und k. Apost. Majestät haben mit Allerh. Entschließung vom 21. März 1898 der „Österreichisch-Ungarischen Revue“ die Führung des österreichischen Reichswappens allergnädigst zu bewilligen geruht, ebenso hat ihr Se. Excellenz der Herr königl. ung. Ministerpräsident mittelst Zuschrift an das hohe königl. ung. Ministerium am Allerh. Hoflager vom 25. December 1897 die nämliche Erlaubnis bezüglich des ungarischen Reichswappens wohlwollendst ertheilt. Dementsprechend und zur bleibenden Erinnerung an die 50. Jahreswende der Allerh. Thronbesteigung wird meine Zeitschrift von ihrem nächstens beginnenden XIII. Jahrgange (Band 24 und 25) ab in einem neuen, mit den beiden Reichswappen geschmückten Umschlage zur Ausgabe gelangen, und beehre ich mich, hiervon die verehrten Gönner des Organes schon heute zu verständigen, damit später allen angesichts der veränderten äußeren Ausstattung etwa entstehenden Irrthümern vorgebeugt werde.

Gleichzeitig nehme ich mir die Freiheit der Anzeige, dass mit dem erwähnten XIII. Jahrgange eine neue Rubrik unter dem Titel „Österreichische und Ungarische Bibliographie“ eröffnet werden soll, welche eine regelmäßige Rundschau über die in unserer Monarchie periodisch erscheinenden gelehrten Fachdruckwerke, sofern sich dieselben ausschließlich oder zum Theile mit heimischen Gegenständen befassen, gewähren wird, und glaube ich damit den verehrten Lesern der „Revue“ eine nicht unwillkommene Erweiterung und Ergänzung ihres Stoffkreises zu bieten. Nachdem aber die diesbezüglichen, seit mehr als einem Jahre fortgesetzten Vorarbeiten bisher keineswegs ein befriedigendes Resultat ergeben haben, richte ich hiermit an sämmtliche p. t. öffentliche und private, der Forschung auf wissenschaftlichem und künstlerischem Felde sich widmende Anstalten, Institute, Gesellschaften, Vereine, Redactionen 2c. beider Reichshälften die höfliche Bitte, mir künftighin Titelblatt und Inhaltsverzeichnis ihrer jeweiligen Publicationen gefälligst zusenden und so zur Verbreitung der Kenntnis von unserem gemeinsamen Vaterlande, zur Mehrung des Ruhmes seines geistigen Schaffens behilflich sein zu wollen. Vom Erfolge dieser meiner dringenden Bitte hängt es nunmehr ab, ob die genannte Rubrik schon mit dem 24. oder erst mit dem 25. Bande wird inauguriert werden, ob sie sich gleich zu Anfang in der angestrebten Planmäßigkeit und Vollständigkeit wird präsentieren können.

Wien, am 10. Mai 1898.

Hochachtungsvollst

A. Mayer-Wyde.

Die Wohlthätigkeit in Krain unter den Herrschern aus dem Hause Habsburg.

Eine culturgeschichtliche Studie.

Von **P. v. Radics.**

All Menschenleid zum Menschenwohle lindern,
Bei Gott, Ihr Fürsten könnt es!

Julius Grosse.

Il y a une bienfaisance collective, comme une bienfaisance individuelle . . . Leurs moyens diffèrent en partie; loin de s'exclure, elles s'aident et se suppléent mutuellement. Elles sont même nécessaires l'une à l'autre.

M. le Baron de Gerando:
De la bienfaisance publique. Paris. Tom. I.

Laibach.

Die hohe Feier der 50jährigen Regierung unseres allgeliebten Kaisers und Herrn, Sr. k. und k. Apostolischen Majestät Franz Josefs I., des größten Wohlthäters der seinem erhabenen Scepter anvertrauten Völker, gibt uns den erfreulichen Anlass, im geschichtlichen Rückblicke auf diese segensvolle, selten lange Regierungsepoche und zugleich auf diejenigen der Vorfahren Sr. Majestät die hervorragenden Acte der Wohlthätigkeit zu verzeichnen, welche im Laufe der Jahrhunderte bis heute unter der glorreichen Herrschaft der Landesfürsten aus dem Hause Habsburg in dem Herzogthume Krain geübt wurden.

Die nachstehende culturgeschichtliche Studie, sie soll Zeugnis geben davon, wie seit mehr als 600 Jahren auf verhältnismäßig engbegrenztem Gebiete eine ansehnliche Zahl von humanitären Gründungen und Stiftungen vollzogen, von humanitären Verordnungen erlassen wurde, die in ihrer Entstehung auf die Initiative und An-

regung der erhabenen Fürsten der Dynastie Habsburg zurückzuführen sind, und bei denen gar oft auch, dem hehren Beispiele der hochsinnigen Fürsten nacheifernd, Körperschaften und einzelne im Lande sich eifrig und glänzend bethätigt: „Viribus unitis."

Ehe wir aber auf die weiter ausgreifende Darstellung der Wohlthätigkeitsacte in Krain im Sinne unseres Vorwurfes des näheren eingehen, mag es gestattet sein, auch auf ältere Epochen in der Landesgeschichte in gleicher Richtung einen Blick zu werfen und in ganz kurzer Überschau das zusammenzufassen, was das ausgehende 13. Jahrhundert, der Beginn der Regierung des Hauses Habsburg in Krain, in humanitärer Beziehung hierlands vorgefunden, beziehungsweise was Krains Annalen bis dahin an humanitären Schöpfungen zu verzeichnen hatten.

Nicht wollen wir zurückgreifen bis in die Tage der weltgebietenden „Roma" im „Noricum" und speciell in Emona = Laibach, wo der praktische Römer nach dem Muster der Weltstadt großartige Bauten für die Gesundheitspflege, Bäder und Wasserleitungen, angelegt, deren Spuren wir noch heute aus dem Schutte graben, hier in der heutigen Landeshauptstadt und auch an anderen Orten im Lande, die einst „Stationen" des römischen Reiches gewesen;[1]) nicht wollen wir darüber Nachforschungen anstellen, ob außer der Constatierung eines „technicus medicus" auf einem in dem Gradišče des römischen Emona ausgegrabenen, dem Äskulap geweihten Steine[2]) sich vielleicht noch Andeutungen darüber finden lassen, inwieweit die dem Humanitätsprincipe gewidmeten Institutionen der römischen Kaiser, die Congiarien, die unentgeltlichen Vertheilungen von Victualien und barem Gelde an das ärmere Volk, die Wohlthätigkeitsanstalten zur Verpflegung und Erziehung unbemittelter Kinder — pueri et puellae alimentarii — die Einrichtung der Valetudinarien (Feldlazarethe) u. a. m., bis in die Mauern Emonas hereingewirkt; nicht wollen wir es untersuchen, inwieweit schon zu Römerzeiten die von Julianus den heidnischen Priestern zur Nachahmung empfohlene Armenpflege der Christen, die im Gesetzbuche Justinians bereits erwähnten Herbergen für Fremde (neben Kirchen), die Krankenhäuser (von Diakonissinnen besetzt), die Waisen-

[1]) Dimitz, Geschichte Krains. Laibach 1872. I, S. 74.
[2]) Müllner, Emona. Laibach 1879. S. 287 (Nr. 182).

und Findelhäuser sowie die Hospitäler für alte Personen[1]) etwa auch hierlands Eingang gefunden.

Diese unsere einleitende Überschau, gleichsam den Grund vorbereitend für die nachfolgende Schilderung der mit der habsburgischen Herrschaft beginnenden Verhältnisse, muss sich auf jene Äußerungen humanitären Sinnes beschränken, die, wie gesagt, vom frühen Mittelalter ausgehend, bis an das Ende des 13. Jahrhunderts heranreichen.

Auch in unserem Lande finden wir nämlich im Mittelalter frühe schon die „Fundation" — nach der Definition in Herrmann von Herrnritts epochalem Werke „Das österreichische Stiftungsrecht"[2]) — hauptsächlich in zweifacher Form auftretend, erstens als Stiftung zu gottesdienstlichen Zwecken, sei es als Gründung von Gotteshäusern und Klöstern, Errichtung von kirchlichen Beneficien, sei es als stiftungsmäßige Anordnung von rituellen gottesdienstlichen Functionen, namentlich Jahrtagen, verbunden mit Almosenvertheilung, Bußgängen u. s. w., zweitens als Gründung von Anstalten zur Linderung menschlichen Elends, deren Typus das mittelalterliche Hospital mit seinen verschiedenartigen humanitären Aufgaben bildet.

Die christliche Armenpflege fand demnach in unserem Lande ihre würdige Heimstätte vornehmlich in dem „Hause des hohen Deutschen Ritterordens" (seit 1228) und in dem der „minderen Brüder" (1242), auf dem flachen Lande in den Cistercienserstiften Sittich (1136) und Landstraß (1249) und in der Karthause von Freudenthal (1260) in Unterkrain sowie bei den aus Wien gekommenen Augustinerinnen „im Thal der heiligen Maria zu Michelstätten" in Oberkrain (1238) und bei den einzelnen Pfarren im Lande.

Von einer frühzeitigen Gründung eines humanitären Institutes in Laibach durch einen Privaten berichtet unser berühmte Chronist Johann Weikhard Freiherr von Valvasor in seiner „Ehre des Herzogthums Krain"[3]) nach einem Manuscripte der Stadt Laibach,

---

[1]) Göll, Culturbilder aus Hellas und Rom. Leipzig 1863. I, S. 226.

[2]) Der volle Titel des grundlegenden Werkes lautet: „Das österreichische Stiftungsrecht. Mit Berücksichtigung der ausländischen Gesetzgebung und mit Benützung amtlicher Quellen dargestellt von Dr. Rudolf Herrmann von Herrnritt, Ministerialconcipist im k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht." Manz'sche k. und k. Hofverlags- und Universitätsbuchhandlung. Wien 1896. — Die Mittheilung dieses ausgezeichneten Buches aus der Bibliothek der k. k. Finanzprocuratur in Laibach verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn k. k. Hofrathes und Finanzprocurators für Krain Dr. Josef Račič.

[3]) III (IX), S. 709.

indem er schreibt: „Anno 1041 hat ein reicher Bürger und Handelsmann namens Peter Berlach, weil er keine leiblichen Erben gehabt, in dieser Stadt (Laibach) ein Pupillen- oder Waisenhaus gestiftet und dazu seine völlige Habe und Güter vermacht. Solche Kinder hat man in diesem Hause zum Guten auferzogen und jedes, nachdem es in etwas erwachsen, zu einem Handwerk, wozu es Lust getragen, gethan."

Specielle Hospize zur Aufnahme Armer und Kranker, Pilger und Reisender gab es urkundlich nachgewiesen schon 1228 u. z. das „Hospitale S. Antonii in Pokesruke" (Bocksruck) — Kozjak im Tucheinerthale — im Gebiete der Steiner Alpen zum Übergange aus der Steiermark nach Krain (gestiftet von dem Markgrafen Heinrich von Istrien und seinem Bruder Otto, „Herzog von Meranien")[1] und ein „Spital" in der benachbarten Stadt Stein (gestiftet von denselben Fürsten und 1232 durch deren Bruder Berthold, Patriarchen von Aquileja, bestätigt).[2])

Die Cistercienser von Viktring bei Klagenfurt unterhielten auf dem Kärnten von Krain scheidenden Berge Loibl bei der St. Leonhardkapelle ein Hospiz, dessen Besitz sowie den des vorerwähnten Hospitales am Bocksruck ihnen Patriarch Gregor von Aquileja 1262 bestätigte.[3] Da den Viktringern später auch die Pfarre Zayer in Oberkrain übergeben war, so mag die Gründung einer „Herberge" im Zayerfelde bei der Kirche St. Nikolaus (einer Filiale der Pfarre Zayer), deren Name noch in dem der Ortschaft „Jerperca" bei St. Nikolaus in verderbter Form erhalten, auf das humanitäre Wirken der Mönche von Viktring nach Krain herüber zurückzuführen sein.[4]

Auch die Situation des ehemaligen Posthauses zu Hruschiza im Birnbaumerwalde in Innerkrain „mitten in den höchsten Wildnissen" neben einer Kapelle — „wo weit und breit kein nahes Haus anzutreffen" — deutet eben durch das Vorhandensein einer Kapelle, wie sie Valvasor noch abbildet,[5] neben der altberühmten Atzungsstätte auf das vorherige Bestehen eines Hospizes an derselben Stelle, aus dem sich dann die Poststation herausgebildet.

---

1) Šumi, Urkunden- und Regestenbuch des Herzogthums Krain, II, S. 38.

2) Mittheilungen des historischen Vereines für Krain, 1865, S. 110.

3) Šumi l. c., S. 244.

4) Koblar Zgodovina farâ Ljubljanske Škofije, I, S. 55.

5) I (2), S. 160.

Zur Sanitätspflege im 13. Jahrhundert zählten in erster Linie die bekannten mittelalterlichen Badestuben, und wir haben aus dem Jahre 1260 die Nachricht, dass Herzog Ulrich von Kärnten dem Benedictinerstifte Oberburg im Sannthale der Steiermark — gegenwärtig Dotationsherrschaft des Laibacher Bisthums — ein Haus in Laibach sammt daran stoßender Badestube zum Geschenke gemacht habe.[1])

Kaiser Rudolf I. von Habsburg bestätigte diese Schenkung im Jahre 1277, und wenige Jahre später (1280) begegnen wir in der Chronik der Stadt Laibach dem Bestande eines Spitales für Aussätzige, eines sogenannten Leprosenhauses.[2])

Als Herzog Albrecht II. von Österreich 1350 als Verbündeter des Patriarchen von Aquileja nach Friaul zog, folgte auch die krainische Ritterschaft dem Rufe des „Landesherrn", nachdem seit dem 11. Juli 1283 durch die Eidesleistung der krainischen Stände für Albrecht I. unauflöslich Krains Geschicke an das erhabene Haus Habsburg geknüpft erschienen. In Laibach „verfestigte" nun Herzog Albrecht II. dem Deutschen Ritterorden seine Freiheiten, darunter das Asylrecht.

Wenige Jahre vorher (1345) hat aber die hochherzige Fürstin Elisabeth, Königin von Ungarn, eine Tochter König Wladislaws I. von Polen und Witwe des Königs Karl Robert von Ungarn aus dem Hause Anjou, auf der Durchreise nach Neapel in Laibach ein Hospital sammt Kapelle der heiligen Elisabeth gestiftet, aus welcher Stiftung sodann das sogenannte Bürgerspital, beziehungsweise die noch heute bestehende Bürgerspitalsstiftung hervorgegangen.

Ein Hospital in Krainburg, der alten Hauptstadt des heutigen Herzogthums Krain, ist urkundlich schon im Jahre 1415 festgestellt; es befand sich in Verbindung mit der Kapelle des heiligen Leonhard; um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Verfall kommend, ward es unter dem Stadtrichter Johann Sluga 1483 neu aufgerichtet, und ein bischöfliches Visitationsprotokoll von 1631 besagt, dass dasselbe um diese Zeit ein stockhohes Gebäude innehatte, in welchem zu ebener Erde die Weibspersonen, im ersten Stocke die Männer untergebracht waren; als letzter Oberspitalmeister erscheint 1760 Nikolaus Sumba genannt.[3])

---

[1]) Orožen, Das Benedictinerstift Oberburg (1876), S. 40.

[2]) Mittheilungen des historischen Vereines für Krain, 1860, S. 97.

[3]) J. Lavtižar, Zgodovina župny v dekany Kranj, I, Kranj (1898), S. 30 f.

Ein Ablassbrief des Patriarchen von Aquileja aus dem Jahre 1428 für die Besucher der Spitalskirche in Rudolfswerth stellt fest das Vorhandensein eines Hospitales in dieser Stadt im Unterkrainerboden, dessen Gründung — wie der Monographiker von Rudolfswerth (Neustadtl) vermuthet — bald nach der Stadtgründung unter Herzog Rudolf IV. dem Stifter (1365) erfolgt sein mag.[1]) Zu den Hauptwohlthätern der Kirche zählte die Familie der Freiherren von Apfaltrern, des Spitales Josef Anton Langer (1679),[2]) ein Vorfahre des gegenwärtigen Landtagsabgeordneten und Herrschaftsbesitzers Franz Ritters von Langer. Auch in anderen Städten Unterkrains sehen wir schon im 15. Jahrhundert „Spitäler" (Hospitale), so zu Gurkfeld (1478) und Möttling, welch letzteres 1493 in seinen Einkünften durch Andreas von Hohenwart, „Hauptmann in der Metlik", wesentlich gefördert ward.[3])

Spitäler für Aussätzige, sogenannte „Sundersiechenhäuser", besaßen um diese Zeit die Stadt Laibach auf dem Wege nach Rosenbach 1453[4]) und die Stadt Stein auf der Straße ins Neulthal noch 1495.[5])

In jenen Tagen sehen wir auch das Badestubenwesen, des Mittelalters in voller Blüte in der Landeshauptstadt Laibach, wir begegnen da zwei Badestuben, die eine „Nider Padtstuben in der stadt bei dem Kloster unter S. Nicola" (der heutigen Kathedrale), mit welcher der Dechant von Laibach belehnt erschien, und die zweite „in dem Werd", die der Bürger Merkel von Laibach besaß „zu rechtem Kaufrecht" gegen Zahlung von zwei Pfennigen an das landesfürstliche Vicedomamt;[6]) der Stadt Stein wird die Badstube am Gries 1478 von Kaiser Friedrich III. ins Eigen überlassen — sie lag gerade gegenüber der heutigen Badeanstalt der Familie Praschniker — und in der Stadt Lack hatten um 1431 die Bürger das Bad von den Bischöfen von Freisingen in Pacht.

Kaiser Friedrich III., der große Wohlthäter Krains und Stifter des Laibacher Bisthums (1461), der allen den genannten während seiner Regierungszeit bestandenen Wohlthätigkeitsanstalten in unserem Lande

---

[1]) Vrhovec, Zgodovina novega mesta (1891), S. 35.

[2]) Ebenda, S. 32 und 35.

[3]) Valvasor, Ehre des Herzogthums Krain, III (XI), S. 385 ff.

[4]) Musealheft, Laibach 1866 (Lueger, Lehenbuch).

[5]) Urkunde im landschaftlichen Archiv im Rudolfinum.

[6]) Dimitz, Geschichte Krains, I, S. 303.

den vollsten Schutz und die beste Förderung angedeihen ließ und speciell die Stiftung der Königin Elisabeth von Ungarn für das Bürgerhospital in Laibach durch die Widmung von 6 Pfund Wiener Pfennigen zu Versehgängen vermehrte (1444, Oculi in der Fasten),[1]) war es auch, der (1478) einen eigenen Wundarzt, den „Juden Michael", zum Lohne für dessen Bemühungen in Befreiung von Christensclaven aus türkischer Gefangenschaft mit der Ausübung der Praxis in Krain betraute; Kaiser Friedrich III. war es ferner, der zugunsten der ärmeren Bevölkerung seines Herzogthums Krain (1461) einen Erlass an den landesfürstlichen Vicedom gerichtet hatte „wider Theuerung und Mangel in Crain". In diesem mehrfach interessanten Actenstücke heißt es wörtlich: „Wür vernemben, wie in bemelten unsern Fürstenthumb Crain merkhlich Theuerung vnd gebrechen (Mangel) sein an gethraidt, Vich vnd anderer Nahrung, darum das die nit auff die offene Markht gebracht, sondern allenthalben bei denen Kürchen und in den geuen verkhaufft werden"; der Kaiser befiehlt demnach dem Vicedom und trägt ihm auf, „das du bestellest, vnd bey den (denen), so solch getraidt, Vich vnd ander narrung haben, darob seiest, das sie die auf die offene Markht bringen vnd da verkauffen", „welch darwider mit Kauffen vnd Verkhauffen thun würden, gegen denselben," so schließt der kaiserliche Befehl, „handlest, als (wie) sich gebührt, damit obbemelte Theuerung vnd gebrechen dester baß und füglicher gewendt mög werden".[2])

Die Kaiser Maximilians I., des „letzten Ritters", schönem Wahlspruch: „Halt Maß in allen Dingen" entsprechende, 1517 durch den Landeshauptmann der Steiermark, Siegmund Freiherrn von Dietrichstein, zur Ausrottung des Fluchens und Zutrinkens gestiftete adelige St. Christophsgesellschaft erstreckte ihre Wirksamkeit auch auf Krain; es zählten zu ihren Mitgliedern Hans von Auersperg, Freiherr Andreas Rauber, Wilhelm Lamberger, Christoph und Seifried von Windisch-Grätz, Bernhard von Mindorf, Friedrich Paradeyser u. a. m. Die Gesellschaft stand unter einem Hauptmann, jedes Mitglied war verpflichtet, das Bildnis des heiligen Christoph an einer Kette um den Hals sichtbar zu tragen, und Geldstrafen waren auf die Übertretung des Fluch- und Trinkverbotes ausgesetzt. Dass die Gesellschaft ihre Aufgabe von vornherein

---

[1]) Mittheilungen des historischen Vereines für Krain, 1854, S. 25.

[2]) Klun, Archiv für die Landesgeschichte des Herzogthums Krain, II, S. 271 f.

für keine leichte hielt, erhellt aus ihren Statuten, in welchen die Mäßigkeit des Kaisers als „übermenschlich" und als „zeitliche Heiligkeit" gepriesen wird. Der § 16 der Statuten normierte, dass das nach Abzug der Ausgaben bei der Jahresabrechnung vorhandene Gesellschaftsgeld „nach Rath" des Vorstandes und von sechs Mitgliedern „in eines oder mehr Spital" sollte gegeben werden.[1]) Doch der Eifer für diese Gesellschaft und ihre edlen und hohen Zwecke erkaltete leider gar bald auf dem infolge der unaufhörlichen Kämpfe mit den Türken wenig geeigneten Boden Innerösterreichs, und die in ihrer Tendenz so wohlthätige Vereinigung löste sich nach kurzem Bestande wieder auf.

Hatte sich bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts die Einflussnahme der landesfürstlichen Verwaltung auf das Spitalwesen nur gelegentlich ohne Anwendung bestimmter Verwaltungsgrundsätze geltend gemacht, so kam, wie Herrmann von Herrnritt in seinem obencitierten Buche[2]) ausführt, dennoch allmählich die Anschauung zum Durchbruche, dass die Sorge für die Stiftungen, besonders die Spitäler, zu den wichtigsten Obliegenheiten der landesfürstlichen Verwaltung gehöre.

Namentlich war es Ferdinand I., dessen auf zeitgemäße Reform des Polizeiwesens gerichtete Bestrebungen ihn auch diesen Instituten, deren Wirksamkeit seit den Tagen der Kreuzzüge und Städtegründungen mit dem Verkehrswesen, mit der Sicherheits- und Gesundheitspflege auf das engste zusammenhieng, das Augenmerk zuwenden ließen. Er fühlt sich „als obrister Vogt und Stiftherr", dem es „zustehen und gebühren will, dem Allmächtigen zu Lob, Ehr und Preiß und denen armen, dürfftigen und preßhaften Leuten zum Trost und Unterhaltung" (Unterhalt), berufen, „ob solcher Spitäler und derselben Stiftungen zu halten, die eingerissenen Mängel und Gebrechen . . . durch gebührliches Einsehen abzustellen".[3])

Dieser so überaus wohlwollende Landesfürst ließ es aber hierlands nicht bei der landesfürstlichen Aufsicht bewenden, er trat in genanntem humanitären Sinne bei uns als Stifter selbst auf, indem er mit Verordnung de dato Graz 8. März und Wien 29. October 1553 bekennt, dass er „dem gemeinen preßhaftigen Volk zu Nutz und Nahrung wie in anderen Orten mehr auch in Unserer Stadt Laybach in Crain

[1]) Valvasor l. c., III (IX), S. 25 ff.

[2]) Österreichisches Stiftungsrecht, S. 75.

[3]) Generale vom 2. Martii 1546, Cod. Aust., II, S. 306 f. Herrmann l. c., S. 75, Note 20.

ein neu Spital erheben wolle"; seine Räthe hätten ihm empfohlen, „daß khein bessere gelegenheit zu dem Werkh alda zu Laybach zu bekhumben allein (als) das Kloster zu St. Jacob Augustiner Ordens (an Stelle des im heurigen Winter demolierten landschaftlichen Redoutengebäudes) und solches von Tag zu Tag in Abfall und Schulden komme, daß Wir bemeltes Kloster sammt allen Einkomben einziehen und die Klosterleut in ander Weg versehen (entschädigen) wollen". So geschah es denn auch, und die Augustiner von St. Jakob in Laibach kamen nach St. Jakob am Steckhen (San Giacomo al Palo) nächst St. Veit am Pflaumb (Fiume), d. h. nach dem heute blühenden, um die alte „Abtei" gelagerten Wintercurorte und Seebade in Abbazia.[1])

Dieses Spital wurde als k. k. Hofspital zunächst zum Zwecke der Verpflegung erwerbsunfähiger Bergarbeiter des k. k. Quecksilberbergwerkes in Idria gegründet, und die Fundation bestand in einer Gült von 33 Huben (sogenannte Hofspitalsgült), aus mehreren einzelnen Äckern und Wiesen, ferner in vom erlauchten Stifter bewilligten, von Seite des landesfürstlichen Vicedomamtes ausbezahlten Beiträgen jährlicher 1000 fl.

Nach der über Anordnung des Kaisers Ferdinand II. im Jahre 1597 erfolgten Einräumung des Klosters St. Jakob in Laibach an die Jesuiten wurde dem in Rede stehenden k. k. Hofspitale das gegenwärtige Gebäude der k. k. Bezirkshauptmannschaft Umgebung Laibach auf dem Vodnikplatze überlassen und die gänzliche Verpflegung der Siechen, dann der Erwerbsunfähigen und der krüppelhaften Soldaten einer eigens aufgestellten Administration übergeben. Das Verdienst, das Gebäude später in jenen Stand versetzt zu haben, dass dasselbe dem wohlthätigen Zwecke vollkommen entsprechen konnte, muss übrigens dem Bischofe Thomas Chrön, welcher das Laibacher Bisthum 1598 angetreten, zuerkannt werden.

Die Anzahl der im Hofspital mit allem Nothwendigen Versorgten belief sich im Durchschnitte auf 30 Männer und 6 Weiber; letztere wohnten jedoch nicht im Gebäude, sondern erhielten auswärts die Geldportion täglicher 7 Kreuzer. Dieselben waren verpflichtet, täglich fünfmal das Vater Unser, Ave Maria, Credo und Salve Regina, abends den Rosenkranz und die Litanei zu beten, von 10 bis 11 Uhr vormittags in der gegenüberliegenden Franciscanerkirche (dem heutigen

---

[1]) Siehe meine „Geschichte des landschaftlichen Civilspitals in Laibach" (1887), S. 10 f.

Gymnasialgebäude) dem Amte beizuwohnen, nachmittag von 4 bis 5 Uhr bei der Litanei sich einzufinden und die Andachten für die durchlauchtigsten Stifter des Erzhauses Österreich Gott aufzuopfern.

Zur Vermeidung des Müßigganges wurden die Pfründner mit verschiedenen Hausarbeiten beschäftigt. Die Franciscaner erhielten für die kirchlichen Verrichtungen bei den Pfründnern jährlich 52 Gulden. Die Pfründner bewohnten die Localitäten des Spitalgebäudes zu ebener Erde und jene des ersten Stockwerkes; das zweite Stockwerk war als Wohnung für Waisenkinder benützt, daher man das Gebäude auch häufig „Kinderhaus" nannte. Später wurde ein Theil dieser Waisenkinder auf Kosten des Bisthums im Gesange unterrichtet, und wurden dieselben als Chorsänger in der Domkirche verwendet.[1])

Die krainische Landschaft, die schon am Beginne des 16. Jahrhunderts die Pflege des Sanitätswesens ernstlich in die Hand genommen hatte — durch Bestellung eines landschaftlichen Medicus, Dr. Jakob von Felters, 1516 und durch strenge Überwachung der Apotheker 1518 — richtete im Laufe des genannten Jahrhunderts angesichts der großen Bedrängnisse, die dem Lande aus den vielfachen Nöthen von Pest und Hungertyphus erwuchsen, ein volles Augenmerk auf den Zustand der in ihrem Bereich befindlichen Spitäler. Wir ersehen aus den Acten dieser hohen Körperschaft, dass die Spitäler in Stein, Krainburg, Gurkfeld, Möttling und Rudolfswerth, wie sie, entsprechend der autonomen politischen Verwaltung, unter der Aufsicht der Landschaft standen, betreffs ihrer Einrichtung und Führung der strengen Controle jener Corporation unterworfen waren, und wir finden z. B. zum Jahre 1571 (15. Februar) den Beschluss des Ausschusses angemerkt, „dass die Spitalmeister von Rudolfswerth, Stein und Krainburg mit ordentlichen Auszügen der Spitalsrechnungen im Namen des Landeshauptmannes zum nächsten Hofthaiding nach Laibach erfordert werden".[2])

Wegen einer „um sich fressenden Seuche" (nichts weniger als die Lepra, sondern die Syphilis)[3]) wurde im Einvernehmen der krainischen Landschaft und der Stadtgemeinde Laibach 1586 in Laibach ein Krankenhaus „Lazareth" errichtet[4]) und zwar auf dem Platze neben

---

[1]) Steska, Die k. k. Hofspitalsstiftung. Mittheilungen des historischen Vereines für Krain, 1857, S. 14 ff.

[2]) Landschaftliches Archiv im Museum Rudolfinum in Laibach.

[3]) Lippitsch, Topographie von Laibach (1834), S. 266.

[4]) Valvasor l. c., III (XI), S. 696.

der St. Peterskirche an der Stelle der heutigen St. Peters-Infanteriekaserne.

Schon war in diesen Tagen sogar nach Krain der Ruf des segensvollen Wirkens des 1540 in Granada von Juan di Dio gestifteten und 1572 vom Papste anerkannten frommen Vereines der barmherzigen Brüder gedrungen, und es wurde die Einführung derselben auch in Krain im Jahre 1591 in Anregung gebracht; bis zum Jahre 1643 liefen diesbezügliche Verhandlungen,[1] doch die Einführung selbst blieb, wie wir später sehen werden, der Zeit Kaiser Josefs II. vorbehalten.

Die Stadtgemeinde Laibach, die im Einklange mit der Landschaft für das Sanitäts-, beziehungsweise Spitalswesen gleichfalls eifrige Sorge hegte, unterstützte 1541 ganz besonders die „Siechenweiber"; wir begegnen nämlich in dem Gerichtsprotokolle „gemeiner Stadt Laibach" vom genannten Jahre (1. Jänner) der Aufzeichnung, dass die Stadtväter dem Kirchenpropst zu St. Peter, Hans Tischler, auftrugen, „Dieweilen die große Kälten gwert", den „Armen Siechweibern beim Crischen" alle Wochen einen „halben Gulden rheinisch" zu geben.[2])

Ein schöner humanitärer Zug geht durch die vom Bürgermeister, Richter und Rath der Stadt Laibach 1579, 25. August dem Schneiderhandwerk der Stadt Laibach gegebenen Statuten, wie sich die Meister und Gesellen gegenseitig zu verhalten haben; da lesen wir § 17: „Wenn ein Schneidergesell oder Bub krank würde und nicht vermögend wäre, in seiner Krankheit aus eigenem aufwarten zu lassen, soll man ihm aus der Büchse mit Vorwissen der vier geschwornen Meister und soviel dieselben für gut befinden eine Hilfe geben. Wenn sich aber die Krankheit verschlimmern und verlängern würde, dann soll er, bis sich sein Zustand zum bessern schickt, in einer jeden Werkstatt nacheinander allweg vierzehn Tag erhalten werden." Und die unterm gleichen Datum erlassenen weiteren Bestimmungen für die Meister besagen § 3: „Die Lade oder Büchse, aus der im Falle der Noth den armen Meistern daraus geholfen wird und damit andere Leute oder die Stadt Laibach nicht beschwert werden, so soll zu ihrer (der Büchse) Erhaltung und Mehrung derselben hiefür ein jeder Meister alle Quatember Sonntag vier schwarze Pfenning hinein legen. Wer das

---

[1]) Acten des Domcapitels in Laibach.

[2]) Ältere Registratur der Stadt Laibach.

nicht thäte, der soll um acht Kreuzer gestraft und das Geld in die Büchse gelegt werden." [1])

Wie anderwärts in Österreich, [2]) so gesellten sich in Krain seit dem Zeitalter der Reformation zu den alten Stiftungszwecken neue hinzu. So vor allem Stiftungen zur Bildung der Jugend, welche in unterschiedlicher Form auftreten: als Bildungsanstalten, welche entweder selbständig gegründet wurden oder durch Zusammenziehung von einzelnen Stiftungen zu Convicten oder Seminarien entstanden, oder als Handstipendien für Studierende; daneben entwickelten sich auch hierlands noch mehr als singuläre Erscheinung Almosenstiftungen, Familienstiftungen religiös confessionellen Charakters, endlich Humanitätsstiftungen verschiedener Art.

Wie anderwärts war nämlich im Laufe des Mittelalters bei uns der Jugendunterricht auf die Klöster beschränkt gewesen; später errichteten zwar Städte und Märkte auch in Krain Schulen, die jedoch nur auf ein geringes Niveau der Bildung berechnet blieben; so bestanden derartige kleinere Schulen in Laibach bei St. Nikolaus, bei St. Peter und an der deutschen Ordenscommende im 13., 14. und 15. Jahrhundert, in Rudolfswerth, Laas, Stein, Reifnitz, Wippach, an welch letzterer der berühmte Diplomat und Schriftsteller Siegmund Freiherr von Herberstein seinen ersten Unterricht erhalten; jene bei St. Niklas in Laibach, die im Laufe der Zeit eingegangen war, ist infolge Verordnung Herzogs Ernst des Eisernen 1418 als Trivium mit lateinischem Sprachunterricht reactiviert worden. [3])

„Die erste ordnungsmäßige Schule mit vier Classen und lateinischem Sprachunterricht" errichteten aber die evangelisch gesinnten Herren und Landleute der krainischen Landschaft, und sie versahen solche mit einer durch den berühmten Philologen und Rector der krainischen Landschaftsschule Nikodemus Frischlin entworfenen Schulordnung (1582). Diese Schulordnung Frischlins, im allgemeinen von humanitärem Geiste durchweht, enthält auch eine interessante Bestimmung betreffs Unterstützung armer Knaben mit den nöthigen Schulbüchern. Es heißt nämlich im Capitel II „Von der vleissigen Besuechung der schuel" u. a.: „Endlich soll keiner in der Schul geduldet sondern heimgeschickt

---

[1]) Šumi, Archiv für Heimatskunde, II, S. 63 f.

[2]) Herrmann von Herrnritt l. c., S. 71.

[3]) Regierungsrath Anton von Globočnik in seinem verdienstvollen Werke „Übersicht der Verwaltungs- und Rechtsgeschichte des Landes Krain" (1893), S. 46.

werden, welcher aus fahrlessigkheytt der ältern die nottwendige buecher nitt mitt sich bringt .... es seynd denn vatterlose vnd allerdings hilflose Waisen, denen mitt den allmusen geholfen mag werden."[1])

Hatten schon gleich nach der durch Herzog Christoph von Würtemberg, den mächtigen Förderer des Protestantismus, an der Tübinger Universität vorgenommenen Neueinrichtung des „fürstlichen Stipendiums" und der aus dem Nachlasse seines aus Krain gebürtigen erprobten Kanzlers Michael Tiffernus 1557 erfolgten Errichtung des „Stipendium Tiffernum" zwei evangelische studierende Jünglinge aus Krain, Samuel Budina und Johann Gebhart, in letzteres als Stipendiaten Aufnahme gefunden, so sahen sich im Fortgange der evangelischen Religionsbewegung in unserem Lande und durch das Bedürfnis nach entsprechend gebildeten Predigern und Lehrern die evangelisch gesinnten Stände des Herzogthums Krain veranlasst, auch ihrerseits an evangelischen Hochschulen in Deutschland Stipendien zu stiften, nachdem sie längere Zeit hierfür nicht fixierte Subventionen ertheilt hatten. Die im Ausschusse versammelte Landschaft der Augsburgischen Confession beschloss demzufolge am 3. April 1582 „zu möglichster Steuer und Abhilfe bereits erscheinenden und zu besorgenden Mangels an tüchtigen Kirchen- und Schuldienern, die sowohl der windischen als der deutschen Sprache kundig, drei besondere Stipendiaten, krainerische Landeskinder, zuvörderst in facultate theologiae, ungefährlich auf den Universitäten Tübingen, Heidelberg und Straßburg, jeden mit jährlich 50 Gulden (thut überall des Jahres 150 Gulden rheinisch) bis einer oder der andere zu der Landschaft Kirchen- und Schuldiensten, dazu sie sich insonderheit verbinden sollen, für qualificirt erkannt und dazu berufen wird".[2])

Die Kirchenreformation in Krain hatte auch im Gefolge gehabt, dass die evangelisch gesinnten Stände und Bürger 1564, als die Pest in Laibach wüthete, die Bürgerhospitalkirche zur heiligen Elisabeth in Besitz nahmen und bis an den Schluss des Jahrhunderts daselbst ihren Gottesdienst abhielten. Und selbst auf die Verwaltung des Bürgerspitals war die kirchliche Bewegung nicht ohne Einfluss geblieben; denn wir begegnen in dem Berichte des landesfürstlichen

---

[1]) Professor J. Wallner, Nikodemus Frischlins Entwurf einer Laibacher Schulordnung aus dem Jahre 1582. Jahresbericht des Laibacher Staats-Obergymnasiums, 1888, S. 15.

[2]) Theodor Elze, Die Universität Tübingen und die Studenten aus Krain (1877), S. 8 f., S. 60 f.

Vicedoms für Krain an die erzherzogliche Regentschaft in Graz (1595) der Beschwerde, dass „die von Laibach" (der Magistrat der Stadt Laibach) die Worte des fürstlichen Befehls „zur Ersetzung des Bürgerspitalmeisters" dahin glossieren, dass nur ein Spitalmeister Katholik sein müsse, sie hätten demnach einen „sectischen" Unterspitalmeister gewählt.[1])

Mit den Tagen der „Gegenreformation" trat in diesen Verhältnissen rasch eine Änderung ein. Der energische Gegenreformator, der Laibacher Fürstbischof Thomas Chrön, kann in seinem an den Papst Paul V. erstatteten Berichte über den Zustand der Laibacher Diöcese (1616) darauf zurückweisen, dass er die Kirche St. Elisabeth am Hospitale der Bürger, „welche die lutherischen Prediger durch 50 Jahre besetzt gehalten, nachdem dieselben 1599 vertrieben worden, wieder eingeweiht habe", und bezüglich des kaiserlichen Hospitals, dessen Einkommen er auf jährlich 2000 Gulden beziffert, kann er gleichfalls constatieren, dass der Laibacher Bischof zusammen mit dem Landeshauptmann und dem Vicedom den Vorstand desselben bilde.[2])

Die zur Durchführung des Gegenreformationswerkes vom Fürstbischofe Thomas Chrön nach Laibach berufenen „Väter der Gesellschaft Jesu", die, wie oben erwähnt, die Übersiedlung des kaiserlichen Hospitals von St. Jakob in das Gebäude gegenüber den PP. Franciscanern veranlasst hatten, übernahmen schon 1596 die lateinische Schule aus den Händen der Landschaft und constituierten sie als ihr „Collegium". Mit dem Collegium, dessen Bestand durch namhafte Schenkungen des Landesfürsten und andere ergiebige Unterstützungen gesichert war, wurde nun aber auch ein Seminarium oder Convict in Verbindung gebracht, in welchem Studierende theils unentgeltlich, theils gegen Bezahlung oder als Stiftlinge vollständige Verpflegung sowie den bezüglichen Unterricht in den niederen und höheren Schulen erhielten. Über dieses Jesuitenseminar gibt ausführlichen Aufschluss ein Manuscript der k. k. Studienbibliothek in Laibach,[3]) welchem wir entnehmen, dass das Convict bereits (1600) ein eigenes Haus bei St. Jakob in der Nähe des Collegiums besaß, dass die Zahl der Seminaristen (Convictisten) von 10 im Jahre 1600 auf 80 im Jahre 1612 gestiegen war, sowie dass im Jahre 1617 schon

[1]) Mittheilungen des historischen Vereines für Krain, 1867, S. 92.

[2]) Mittheilungen des historischen Vereines für Krain, 1854, S. 63.

[3]) Fol. No. 156. Historia Seminarii Labacensis, in quo origo, progressus, benefactores, ejusdemque alumni continentur ab Anno MDC.

ein neues Heim für dieses wohlthätige Institut nothwendig erschien. Als hervorragende Stifter für das Seminar finden wir die Namen Lenkovič, Sontner, Thaler, Schellenburg, Montagnana, Kazianer u. a., und reichen die Annalen desselben bis 1773, d. i. bis zur Aufhebung des Jesuitenordens; es ist nicht zu verwechseln mit dem heute noch bestehenden, unter der ausgezeichneten Direction des Prälaten und k. k. Hofkaplans Dr. Johann Kulavic befindlichen fürstbischöflichen Priesterseminare neben der Kathedrale zu St. Nikolaus, zu welchem 1708, 9. Mai, der Grundstein gelegt wurde, und das ober dem karyatidengeschmückten Hauptportale die schöne Widmung „Virtuti et Musis" weist.

Dem Sanitätswesen wandten die krainischen Stände ein immer regeres Interesse zu, und sie gewährten talentvollen Jünglingen ansehnliche Unterstützungen für medicinische Studien. So z. B. erhielt ein Laibacher, Josef Schaidt, welcher zu Padua — der damals berühmten medicinischen Schule — studierte, durch drei Jahre (1619 bis 1621) im ganzen 600 Gulden Subvention, eine für jene Zeit gewiss bedeutende Summe, und dieses Stipendium ward ihm noch durch vier weitere Jahre belassen unter der Bedingung, seine Praxis im Lande auszuüben.[1]) In der Zeit von 1590 bis 1656 zählen wir 23 landschaftliche Ärzte mit den Gehalten von 200 bis 400 Gulden. Die landschaftlichen Doctoren bildeten in Fällen der Noth einen Sanitätsrath, so z. B. 1611 wegen der grassierenden rothen Ruhr unter den Kindern, um die Abwehr dieser und anderer „unter den Leuten einreißender, geschwinder und gefährlicher Krankheiten zu berathen",[2]) und 1666 finden wir schon einen „Protomedicus". Die „innerösterreichische Regierung" in Graz publicierte 1625, den Bemühungen der Landschaften zur Verhütung und Bekämpfung der Pest und anderer Seuchen entgegenkommend, eine eigene umfassende „Infectionsordnung", in welcher u. a. festgesetzt war, dass die Spitalmeister in den Spitälern „auf die Sterbläuff ihr sonderlich fleissiges Aufmerken haben, und wo ain oder mehr Personen darinnen (in den Spitälern) inficirt werden, dieselben ohn alles Verziehen von den andern Personen absondern und in das Lazareth führen sollen".[3])

---

[1]) Dimitz, Geschichte Krains, III, S. 452 f.

[2]) Landschaftliches Archiv im Museum Rudolfinum in Laibach.

[3]) Siehe meine „Geschichte des landschaftlichen Civilspitales in Laibach", S. 13.

Das bestrenommierte Warmbad Töplitz in Unterkrain — Besitz des Fürsten Karl Auersperg — ward schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts in seinen vortrefflichen Heilwirkungen beschrieben durch den landschaftlichen Arzt Dr. Burkhardt, der dasselbe durch einen Zeitraum von 30 Jahren erforscht hatte, und ist es das Verdienst unseres unermüdlichen Chronisten Valvasor gewesen, diese erste aus Krain bekannte balneologische Abhandlung seinem vielgenannten, 1689 erschienenen Hauptwerke „Ehre des Herzogthums Krain" einverleibt zu haben.[1])

Ein specifisch hygienisches Werk veröffentlichte der landschaftliche Physicus und Medicus Wolfgang Andreas Vidmayer, Philosophiä et Medicinä Doctor, ein gebürtiger Laibacher aus der in einem Zweige geadelten zahlreichen krainischen Familie Vidmayer, unter dem Titel: „Hygiene seu dissertationes Philosophicae-Medicae De Aëre, Cibo et Potu, quatenus sanitatem conservare vel morbos inducere solent" (Laibach 1692, bei Josef Thadd. Mayr, landschaftlichem Buchdrucker),[2]) in welchem höchst lehrreichen und praktischen Buche die nützlichen und schädlichen Einflüsse der Luft, von Speis und Trank auf den menschlichen Organismus eingehend dargethan werden, und in welchem wir u. a. eine längere Abhandlung über das Bier sowie eine solche über das Einfrischen der Getränke in Schnee oder Eis vorfinden, wobei letzteres für unsere Gegenden entschieden perhorresciert wird.

Zu einem die Assanierung der Landeshauptstadt Laibach gewiss mächtig fördernden Werke, zur Morastentsumpfung waren schon im 16. Jahrhundert Vorschläge gemacht worden, die im 17. Jahrhundert nun ihre Fortsetzung fanden, jedoch zu keinem praktischen Erfolge führten, und auch die am 8. Juli 1658 begonnene Ziehung eines Grabens zur Ableitung des Hochwassers der Laibach ward nach kurzer Arbeitsdauer wieder eingestellt (am 24. Juli desselben Jahres).[3])

Das erhöhte geistige Leben, das, angeregt durch den Kunstsinn und den regen wissenschaftlichen Geist in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien unter Kaiser Leopold I., wie durch das ganze Reich, so nach dem Süden Österreichs sich fortgepflanzt, trieb auch hierlands schöne Blüten, die sich in der Gründung einer

---

[1]) I (III), S. 378 ff.

[2]) Klein-Octav, 280 S. Unicum auf der k. k. Studienbibliothek in Laibach.

[3]) Thalnitscher von Thalberg, handschriftliche Hauschronik (in meiner Sammlung).

Akademie der Wissenschaften, „Academia Operosorum" (1693), und in der Errichtung einer philosophischen Facultät (1704) äußerten, welch letztere durch eine Subscription von 10.800 fl. auf privatem Wege zustande kam.[1]) An dieses neue wissenschaftliche Institut, an welchem dann sogar Vorträge aus juridischen Fächern abgehalten wurden, schloss sich eine Reihe von neuen Stipendien ansehnlichen Umfanges, zuweilen in ihrer Tendenz zur Heranbildung talentierter Landeskinder an Erziehungsstätten der Residenz über die Marken Krains hinausreichend. Nachdem ein hochsinniger Krainer namens Knaffl bereits früher mit gutem Beispiele — der Errichtung von Stipendien für Landsleute an der Wiener Hochschule — vorangegangen war, zeichneten sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein in Krain zu großem Vermögen gelangter Tiroler, Jakob Schell von Schellenburg, und dessen Gemahlin durch die Creierung zahlreicher Stiftungen aus, die gleich den Knaffl'schen noch heute das dankbarste Andenken an die edeln Stifter wach erhalten; den hohen Dank der Heimat brachte die Stadtvertretung von Laibach in unseren Tagen dadurch zu bleibendem Ausdrucke, dass sie zwei der schönsten Straßenzüge der Stadt nach den Namen dieser Stifter Knaffl- und Schellenburggasse benannt hat. Die Schellenburg'schen Stiftungen mit einem Capitals- und Zinsenaufwande von 240.000 fl. schieden sich in die adelige „Fräuleinstiftung", die Stiftung für 100 invalide Soldaten, die Stiftung für die Erziehung von acht adeligen Krainer Jünglingen in der k. k. Theresianischen Ritterakademie zu Wien, die Stiftung zur Unterstützung von 12 Officierswitwen krainerischer Nation und die Stiftung von 12 Studentenstipendien; außerdem testierte v. Schellenburg ansehnliche Summen zu frommen Zwecken für Klöster, Kirchen und Arme.[2])

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts werden wir dank einem auf der k. k. Studienbibliothek in Laibach[3]) erhaltenen Manuscripte einer in humanitärer und nationalökonomischer Beziehung gleich interessanten Erscheinung gewahr: des Vorhandenseins einer Darlehensinstitution für die bäuerliche Bevölkerung, freilich wohl in engbegrenztem Bezirke und im Anschlusse an eine fromme Bruderschaft, doch immerhin von Bedeutung als eines ersten und so frühen Zeichens des gefühlten Bedürfnisses einer Abhilfe in der Noth für materiell be-

---

[1]) v. Globočnik l. c., S. 47.

[2]) „Jakob Schell von und zu Schellenburg und seine Stiftungen" (Laibach 1843, 4⁰, 38 S.).

[3]) Handschrift, 4⁰, Nr. 85.

drängte Bauern. Es bestand nämlich von 1700 bis 1784 an der Filialkirche Beatae Mariae Virginis in Primskau (Primskovo, Bezirkshauptmannschaft Stein, Ortsgemeinde Preassel, Decanat Krainburg) die Bruderschaft Beatae Mariae Virginis, welcher der Papst Innocenz XII. mit Breve vom 2. Jänner 1698 das Recht der Constituierung verliehen hatte in der ausdrücklichen Voraussicht, dass die Mitbrüder und Mitschwestern dieser Confraternität so viel möglich Werke der Frömmigkeit und christlichen Charitas ausüben werden (cujus confratres et consorores quam plurima pietatis et charitatis opera exercere consveverunt).

Die erste Eintragung in das Rechenschaftsbuch dieser Confraternität weist die vom Vicar der benachbarten Pfarre Höflein, Matthias Skuk, und N. N., den „Syndikern" der Confraternität, gefertigte Rechnungslegung de dato 8. Februar 1700 auf, die nach Abzug der Ausgaben einen Casserest von 12 fl. 48 kr. als in das „Vereinskistchen" (cistula) deponiert verzeichnet, und diese Abrechnungen erscheinen bis 1777 fortgesetzt in das Bruderschaftsbuch eingetragen.

Der zweite Abschnitt des Buches enthält aber den für uns hier wichtigeren Theil, nämlich die Eintragungen der von einzelnen Mitgliedern (Brüdern) zu entrichtenden Zinsen für durch die Confraternität erhaltene Darlehen in Geld und Vieh. Jeder Schuldner der Confraternität hat sein Folio; auf jedem Folio sind in Quadratform die Jahrzahlen von 1700 bis 1783, beziehungsweise von 1760 bis 1784 eingezeichnet, und erscheinen demnach in der die Namen der Schuldner enthaltenden Rubrik, wenn sich die Abzahlungen auf Nachfolger im Besitze erstreckten, einfach die Namen der ersten Darlehensnehmer durchstrichen und die weiteren darunter gesetzt, bis die Rückzahlung des Capitals, respective Abzahlung des Viehstückes erfolgt war. Interessant sind die Darlehensmodalitäten. Geld wurde mit 4% verzinst, von 25 fl. Darlehen zahlte man 1 fl. jährlich, von einer Kuh 8 kr., von einer Ziege gleichfalls 8 kr., von einem Schaf 2 kr.; ein gewisser Micha Treliz (als Nachfolger des A. Potrata) schuldet 14 fl. und hat eine Ziege erhalten, von der er 8 kr. „zinst", seine Nachfolgerin im bäuerlichen Besitze, die Agnes Trelzin, zahlt mit einemmale das Capital von 14 fl. zurück, verpflichtet sich aber, noch fernerhin die Zinsen für die Ziege zu entrichten; ein Landmann Georg Sitter erhält einmal 10 fl. und zinst von einem Schafe 2 kr., er erhält neuerdings ein Darlehen von 20 fl. und wieder eines von 10 fl., so dass er zusammen 40 fl. von der Bruderschaft zu Leihe bekommen;

ein Besitzer Jerny Pogačnik schuldet 12 fl. und soll von einer Kuh 8 kr. „zinsen", er zahlt „vermöge Vergleiches alljährlich 20 kr." u. s. w. Man ersieht aus den wenigen hier angeführten Beispielen, dass dieses für den engen Kreis der Interessenten so wohlthätige Institut der Darlehensgebung seitens der Confraternität von Primskau unter den günstigsten Bedingungen gearbeitet hat, und mag es nur wundernehmen, dass dasselbe — soweit uns bisher bekannt — anderwärts im Lande keine Nachahmung gefunden. Oder sollten im Lande noch weitere Spuren derartiger Darlehensinstitutionen aus jenen Tagen, die etwa im Anschlusse an fromme Bruderschaften bestanden, existieren und wo? Der Verfasser dieser Zeilen wäre für jede derartige Mittheilung sehr verbunden!

Über „gnädigsten Befehl" der Kaiserin-Königin Maria Theresia entstand zum Segen des Landes in der Hauptstadt wieder ein Waisenhaus, nachdem das eingangs dieser Zeilen erwähnte, im 11. Jahrhundert gegründete im Sturme der Zeiten längst eingegangen war.

Der k. k. Repräsentations- und Kammerrath Josef Johann von Hofmann hatte es unternommen, einzelne zur Erhaltung und Erziehung von Waisenkindern bestehende Stiftungen, die zum Theile ihrer Bestimmung entfremdet erschienen, zu ermitteln, neue Einnahmsquellen durch freiwillige Beiträge und Sammlungen zu eröffnen und so einen eigenen Waisenhausfonds zu gründen. Am 18. September 1757 wandte er sich an die alles Gute so warm fördernde Kaiserin-Königin Maria Theresia, welche (15. October desselben Jahres) ihre gnädigste Unterstützung zusicherte. Der erste Grund zu dem neuen Fonds wurde durch das Hans Josef Mugerl'sche Waisenhauslegat von 1702 gelegt, durch welches ein Capital von 1000 fl. zugunsten eines künftigen Waisenhauses bestimmt ward. Bis zu dessen Zustandekommen hatte das Capital der Clarisserinnenconvent in Laibach übernommen.

Nun wurde ein Aufruf an das Publicum erlassen, welcher uns in einem im Drucke ausgegebenen fliegenden Blatte[1]) erhalten ist — de dato Laibach, 13. Februar 1758 — und in warmen Worten zu Beiträgen für die Errichtung eines Waisenhauses zu Laibach auffordert, zugleich in kurzen Strichen den Organisationsplan für dasselbe aufweisend.

Wir reproducieren diese aus den Tagen der auch für Krains Wohl vielseitig besorgten erhabenen Landesmutter stammende, eine

[1]) Unicum, 4⁰, 4 Seiten. Archiv des landschaftl. Museums Rudolfinum in Laibach.

eminent humanitäre That einleitende Schrift nach ihrem vollen Inhalte, da dieselbe es so recht nahe zu legen geeignet erscheint, wie stets aus dem Centrum des Reiches, insbesondere aus der Hofburg des erlauchten Kaiserhauses nach allen Seiten des mächtigen Österreich, also auch nach unserem Heimatlande die hilfreichste Hand geboten wird, wann und wo es immer vonnöthen!

Das Flugblatt lautet:

„Kurze Nachricht
Wegen Errichtung eines Waisel-Hauses in Laibach
im Herzogthum Crain.

Es ist ausser allen Zweifel, daß eine gute Erziehung derer Kinder (sie seynd auch, wer sie immer wollen) dererselben gröstes Vermögen und Reichthum seye, zumahlen es wohl keines Beweises bedarf, sondern die tägliche Erfahrnuß es nur allzuviel lehret, daß sehr viele (welche von ihren Eltern oder Verwandten zwar ansehentliche Schätze ererbet, in der Jugend hingegen an guter Erziehung vernachläßiget worden seynd) daß überkommene Reichthum gar bald verschwänden und an den Bettelstab verfallen, wo im Gegentheil viele andere, welche ihren Eltern nichts als das Leben und eine gute Erziehung zu danken haben, durch einen Christlichen Wandel, und beytrettenden Fleiß zu Reichthum und Ehren gelangen; Und wie solchem nach von der guten oder schlechten Erziehung derer Kinder auch dererselben künftige gute oder schlechte Aufführung, mithin sowohl zeitlich- als ewige Wohlfahrt oder Untergang ganz vorzüglichen abhanget, so seynd besonders jene Kinder von gemeinerem Stand billigermassen Commiserationswürdig, welche bereits in ihren ersteren Jahren entweder von ihren Eltern verwaiset werden oder Armut halber derenselben guter Aufsicht nicht geniessen können, sondern bey fremden Leuten mehristen Theils mit Bettlen das Brod suchen, übrigens aber ohne einiger Aufsicht den Anfang ihres Lebens nach eigenen freyen Willen führen und fortsetzen müssen;

Die Jugend ist guten Theils mehr zu Ausschweiffungen oder zu einer unartigen als zu einer guten Aufführung geneigt und es seynd vielleicht an mehreren Orthen nicht gar viele Leute zu finden, welche für dergleichen, respective fremde verlassene arme Kinder mit Ernst einige Sorge zu tragen pflegen, besonders wann zu deren Erziehung noch einige mehrere Mühe oder Unkösten erfordert werden, mithin darf gar nicht befremlich fallen, wann dergleichen gänzlich verlassene arme Kinder aus einer üblen Gewohnheit und Untugend in die andere,

folglich nach und nach in die gröste Laster und endlich in ihren gänzlichen Untergang verfallen.

Daß dieses dem gemeinen Weesen sowol als dem Landesfürsten selbsten auf mancherley Weis zu nicht geringen Nachtheil gereiche, dieses kann nicht widersprochen werden, und von darumen seynd in denen mehristen wol-regulirten, besonders aber in denen grösseren oder in denen Hauptstädten eines Landes die Waisenhäuser oder dergleichen Stiftungen zu befinden, in welchen dergleichen verwaiste und arme Kinder beyderley Geschlechts sowol zu ihren eigenen Besten als zu des Publici Dienst und zur Ehre GOttes erzohen werden.

Und dieser- aus dergleichen Stiftungen pro Publico entstehende grosse Nutzen, nebst der für die verlassene arme Kinder zu tragen schuldigen Christlichen Lieb ist nun auch allhier in Laybach als der Haupt-Stadt des Herzogthums Crain in mehrerer Erwegung gezohen, folglich nunmehro zu einem Waisen-Haus auch allhier ein würklicher Anfang gemachet worden und zwar solchergestalten, daß mit Anfang des Monats Septembris des jüngst hinterlegten 1757ten Jahres vier arme Mägdl aufgenommen, mit Kleydung, Wäsch: Bett-Gewand und anderen Erfordernussen (und zwar aus alleinigen von mehreren frommen Wohlthätern zusammengetragenen heiligen Almosen) versehen und mitler Zeit zu civilen Leuten zur Verpfleg- und Verköstung sowol als zur Instruction und guten Erziehung gegeben und angedungen worden seynd; Und wie nun sofort Ihro Kayserl. Königl. Majestät unser allergnädigste Frau auch für die gute Erziehung derer verlassenen armen Kinder ganz vorzüglich beeyferte allermildeste Landesmutter sothanen Fürgang und beschehenen Anfang eines Waisenhauses vermöge darüber eingelangter allerhöchsten Bestättigung sowol allergnädigst beangenehmiget, als dessen Fortsetz- und möglichste Vermehrung allerhuldreichest anbefohlen haben, so beruhet die Sach nunmehro einzig und allein an den ferneren gütigen Beytrag frommer Wohlthätern, womit durch dergleichen gütige Beyhülf dieser würkliche Anfang nicht allein unterstützet sondern auch mit Aufnahm mehrerer armen Waisen nach dem Beyspiel anderer Länder ein ordentliches Waisel-Haus zum Stand gebracht werden möge; Und dieses ist nun dermahlen jener Gegenstand, zu dessen möglichster Erreichung um einen gütigen Beytrag das Ansuchen hiermit beschiehet, und es wird wol niemand zweiflen, daß dasjenige heilige Allmosen besonders nutzlich und bey GOtt ganz vorzüglich angenehm und verdienstlich seye, welches nicht allein zur leiblichen Erziehung sondern auch zum Christlichen

und guten Unterricht dergleichen Verlassenen, somit in nähester Gefahr ihres sowol zeitlich- als ewigen Untergangs stehenden armen Kindern abgereichet und verwendet wird.

Wobey dann zu mehrerer Nachricht dienet, daß dergleichen arme Waisen nicht allein aus der Hauptstadt Laybach, sondern auch aus anderen Städt- und Märkten, auch aus denen Dörfern dieses Landes aufgenommen werden sollen und es werden die Knaben nebst der Christlichen Lehr vorzüglich in Teutsch-Lesen, Schreiben- und Rechenkunst solchergestalten instruiert werden, daß selbige fernerhin nach ihrer wahrnehmenden Fähigkeit zur Bedienung derer Herrschaften oder zum Gewerb derer Kauf- und Handelsleuten, oder auch für andere Professionisten und Handwerker, auch nach beschaffenen Umständen ad Studia tauglich sein werden.

Wohingegen bey denen Mägdlein die Sorge ihrer Erziehung fürnehmlich dahin gerichtet sein wird, selbige nebst dem Teutsch-Lesen und Schreiben, auch in dem Nähen, Stricken und Spiennen auch anderen nöthigen Weiberarbeiten solchergestalten wol unterrichten zu lassen, womit selbige bey Herrschaften, Burgern und anderen Landeseinwohnern nuzliche Dienste zu leisten, folglich sowol diese als auch die Knaben fernerhin in einem Christlichen Lebens-Wandel ihren weiteren Unterhalt selbsten zu erwerben im Stand seyn mögen. Laybach den 13. Februarij 1758."

Im Jahre 1761 wurden von der Gründungscommission nach dem Muster derjenigen des Grazer Waisenhauses die Statuten dieses neuen Waisenhauses entworfen (27. August) und in allen Punkten von der Regierung genehmigt. Nach denselben war auch unehelichen Kindern der Zutritt offen. Zur Vermehrung des Fonds befahl die Regierung (1763) durch 10 Jahre jährlich viermal in allen Kirchen des Landes Sammlungen anzustellen. Nach mehreren Unterhandlungen erfolgte (12. Februar 1763) die Approbation des Waisenhausinstitutes mit der Bestimmung, dass die Aufnahme in dasselbe den Erben der Stifter überlassen bleiben, dass kein Kind unter 6 Jahren aufgenommen und über das 16. Jahr hinaus erhalten werden solle. So trat die Waisenanstalt mit 1. November 1763 ins Leben. Johann R. Seitz und dessen Frau waren die ersten Waiseneltern. Die Verpflegung besorgte der Priester Johann Siegmund Reich gegen eine Remuneration von 42 fl. Ein Plan der Commission, die Einrichtung des Laibacher Waisenhauses jener des Klagenfurter zu nähern, fand nicht die Genehmigung der Regierung, „da die Waisen nicht allein die

Tuchmacherei, sondern auch andere Wissenschaften und Handarbeiten lernen sollten". Die Befolgung des Gebotes der jährlichen viermaligen Kirchensammlungen muſste bereits 1768 unter Strafandrohung eingeschärft werden. Bis zum Jahre 1788 stieg der Fonds durch verschiedene Steuern und Abgaben (politische Strafgelder, der auf Zucker und Cacao gelegte Armenleutaufschlag u. s. w.) auf 27.640 fl. Dazu kamen die Stiftungen bis 1788 mit 35.260 fl. und die Geschenke mit 1100 fl., so daſs mit Ende des Jahres 1788 64.000 fl. Capital in Ärarial- und Domesticalobligationen zur Verfügung des Waisenhauses standen.[1])

Nach der 1763 erfolgten Gründung des neuen Waisenhauses zählte die Landeshauptstadt des Herzogthums Krain zu jener Zeit acht Versorgungsanstalten, darunter drei Spitäler. Das an landesgeschichtlichen Aufzeichnungen reiche Hausarchiv des Grafen Karl Hohenwarth, Besitzers der Herrschaft Raunach in Innerkrain,[2]) enthält diesbezüglich nachstehende Zusammenstellung:

„Versorgungshäuser in Laibach 1767:

1. Das kaiserliche Hospital hat ein neuaufgeführtes Gebäude, ist auf 30 Personen, 22 Männer und 8 Frauen eingerichtet, es besitzt Obligationen in der Summe von 17.500 fl. und empfängt außerdem an Almosen jährlich 1000 fl.;

2. das Bürgerspital hat ein schlechtes Gebäude, versorgt 4 Männer und 12 Weiber, dann 24 Findelkinder, es besitzt Obligationen in der Summe von 17.747 fl. 37 kr. und Realitäten im Ertrage von 2233 fl. 36 kr.;

3. das Waisenhaus ohne eigenes Gebäude versorgt 6 Knaben und 4 Mädchen, besitzt in Obligationen 10.490 fl. 26 kr. und bezieht von Realitäten und Almosen 1564 fl. 52 kr.;

4. das Armenhaus mit einem schlechten Gebäude versorgt 25 Weiber;

5. das Zucht- und Arbeitshaus (domus correctionis) mit einem schlechten Gebäude bezieht an Almosen 409 fl. 21 kr. jährlich;

6. das deutsche Ordensspital mit einem Fonds von 2000 fl.;

7. die Graf Lamberg'sche Anstalt bei der Kathedralkirche hat ein Capital von 20.000 Gulden;

8. kleinere Stiftungsbeträge zur Unterstützung von Armen, in Summa 7500 Gulden."

[1]) Mitth. d. hist. Ver. f. Krain, 1864, S. 88.

[2]) Mitth. d. hist. Ver. f. Krain, 1865, S. 111.

Die oben angeführte schlechte Beschaffenheit des Bürgerspitalgebäudes nöthigte zu dessen Reparatur, und wir begegnen abermals der hochherzigen Hilfe der großen Kaiserin-Königin Maria Theresia, die (1773) zum Adaptierungsbaue unseres Bürgerspitales aus ihrer Privatchatouille die Summe von 2000 fl. spendet.

(Schluss folgt.)

Weihnachten in Langesthei.

Von Prof. Chr. Hauser.

Innsbruck. (Schluss.)

Ich berührte die erwähnten Sprüche und machte zu dem Vater Gottlieb die Bemerkung, er wisse als hochbetagter, erfahrener Mann gewiss auch derartige Bauernregeln, z. B. für die Bestellung der Aussaat im Frühjahr oder im Herbst. Da lächelte der freundliche Nachbar gefällig, nahm die hölzerne Tabakspfeife, die seine stete Begleiterin zu sein scheint, aus dem Munde und begann in zutraulichem Tone seine schlichte Rede:

„Den Roggen säe auf Magnustag (6. September), damit er dicht und lang werde und schöne, volle Ähren bekomme, nach dem Spruche:

„Auf Mong bau' da Roggan on,
Denn (dann) wiard ear dick und long
Und möcht an schüana (schönen) Öhhar (Ähre) on",

und zwar bei trockenem, staubigem Wetter, wenn er gut gedeihen soll, nach der bewährten Regel:

„Hau' mi' im Stop (Staub),
Wiar' (Werde) i' nit top (taub, erzürnt)."

Dagegen liebt die Gerste bei der Aussaat ein vom Regen mehr durchweichtes Feld, wenn sie aufgehen und gedeihen soll, denn sie spricht:

„Hau' mi' im Tòlgga (weiche Masse),
Konnst mi' niana (nirgends) derkòlta (aufbewahren)."

Die Bohnen muss man im April pflanzen, sonst gerathen sie übel denn es heißt:

„Hau' mi' im Aprill,
Denn hòlt' i' di' still;
Ober (Aber) haust mi' im Maa (Mai),
Denn wear' (werde) i' di' g'schraa (mhd. geschreien)."

Was die Erdäpfel anbelangt, so soll man diese nicht tief („flòas") in die lockere Erde legen („fölla"):

„Hau' mi' flòas,
Wiar' i' gròaß (groß)."

Auch hilft es nichts, den Kartoffelsamen zu früh dem Schoße der Erde anzuvertrauen, da die neuen Keime doch nicht vor Beginn des Juni „derinna", d. h. zum Vorscheine kommen.

„Tua mi' inhi (hinein), so früa du witt (willst),
Vòar 'm Brôchat kimm (komme) i' nit."

Vom Flachse gilt der Spruch:

„Knött' (Knete) und bött' mi', wia da (du) witt,
Nu' (Nur) im Jött (Unkraut) derhonga lòss mi' nit";

desgleichen vom Hanfe:

„Rüar' mi' nit on,
Denn gib i' an (einen) longa Monn."

Diese Mittheilungen fanden meinen größten Beifall, so dass ich mich veranlasst fühlte, meinen liebgewordenen Freund abermals zu ersuchen, mir noch einige Sprüche oder Sprichwörter, wessen Inhaltes sie auch sein möchten, anzugeben. Da wusste der alte Zangerl — freilich nicht ohne alle Beihilfe seiner zwei liebenswürdigen, hübschen Töchter Nothburga und Katharina — mir noch eine Reihe solcher oder ähnlicher Sprüche namhaft zu machen. Aus der ansehnlichen Zahl greifen wir, um die verehrlichen Leser nicht zu langweilen, bloß folgende heraus:

„Wenn 's Heiriga (Heiraten) falt (fehlt),
Isch (ist es) g'kamplet und g'stralt."

„D' G'vòterschòft über 'm Bòch,
Heiriga—n—in der Nòchberschòft."

„Wölla diar di Beia (Bienen) und d' Schôf',
Denn lög' di' nider und schlôf."

„Hoffan und hòrra mòcht vil' za Nòrra."

„Wia di Olta sunga, pfeifa di Junga."

„Wia der Ockar, so di Ruaba:
Wia der Vòtar, so di Buaba."

„Wear nia nuit (nie etwas) wògt, dear nia nuit hòt:
Wear òlli (immer) wògt, dear òlli hòt."

„Wer long leit (liegt), hòt 's Bött long wòrm:
Und wear früa austeat, frisst si' òrm."

„Der G'hött und der Wött (Wollte) leit òlli im Bött."

„Roti Lüt' hend (haben) siba Hüt' (Häute).
Um sachsi mê (mehr) as (als) onder' Lüt'."

(Aus Galtür.)

„Wo ka Zaun ist, hupft òlles über. — Der Schenkar ist über d' Bruggan — ausg'fòlla (dem Sinne nach = Undank ist der Welt Lohn). — Wo nuit ist, dô hòt der Kaser (Kaiser) 's Röcht verlòara. — Wenn der Bötlar (Bettler) afs Ross kinnt (kommt), so reitet ear 'sch ('s) z'tòad (zutode). — 's Glück ist runt, as konn hikugla, wo 's will. — Wenn am (einem) der Dröck af d' Nôsa keart (gehört), föllt ar g'wiss nit af d' Schuah'. — Wear za kam Stückla b'schòffan ist, kinnt ô' (auch) za kam Breatla (Brötlein). — Mit amma (einem) Nòrra konn ma ka Kind tofa (taufen). — D' Kind und d' Nòrra sôga d' Wòrhet (Wahrheit). — Amma schweigeta Maul konn ma nit halfa (helfen). — Wem nit z' rôtan ist, dem ist ô' nit z' halfa. — Wear da Kreuzar nit höpt, kinnt ô' za kam Gulda. — Va'r (Von der) Schüani (Schönheit) hòt ma nit göfsa. — Da geudeta Leut' söll ma göba und da köbeta (denen, die stets vorschützen, dass sie nichts besäßen) nema. — Di Kôtza konn 's Mausa nit lòssa. — Wenn di Kòtzan as (aus) 'm Haus ist, hôba d' Mäus' Kiarchti' (Kirchtag). — An unreifi Biara (Birne) nimmt geara da Stil mit (d. h. eine Frühgeburt läßt gerne schlimme Folgen zurück). — In an frenda Hunt beißt òlles. — Zwòa (zwei) Hunt' kema (kommen) nit leicht ananond verbei (an einander vorüber), ô'[1]) afs (ohne dass) si anond nit beißa. — Ort (Art) lòt (läßt) nit vòn (von) Ort, süs (sonst) liast (ließe) di Kòtza 's Mausa."

Während ich jetzt den Alten ausruhen und sich wieder seine Pfeife, nach der er bereits lange sehnsuchtsvoll geblickt hatte, anstopfen ließ, stimmten die beiden Jungfrauen — sie sind ja Chorsängerinnen von Langesthei — einige hochdeutsche Lieder an, die ich mit größtem Beifalle aufnahm. Meine Frage, ob sie nicht auch ein oder das andere Volkslied vorzutragen wüssten, bejahten sie und überraschten mich sofort mit dem anmuthigen Gesange folgender Paznauner Lieder:

I. 's Bauralond.

Wòs brauch' mer's[2]) auf dem Bauralond?
Wòs brauch' mer's auf dem Lond?
A Köchin, dia nit hinkt
Und im Tòg zömòl trinkt;

---

[1]) ô ist genäselt.

[2]) Brauchen wir; s lautet vor und nach r wie sch, desgleichen vor t und p.

Dia Nudla schmölzt und nit versölzt.
Dös brauch' mer's auf dem Bauralond,
Dös brauch' mer's auf dem Dorf.

Wös brauch' mer's auf dem Bauralond?
Wös brauch' mer's auf dem Lond?
Und a Nöterin war (wäre) nit schlöcht,
Dia ölles möchet röcht;
Dia ölles schüa in d' Gröbi bringt,
In Bugg'l nit vil Watti nimmt.
Dös brauch' mer's auf dem Bauralond,
Dös brauch' mer's auf dem Dorf.

Wös brauch' mer's auf dem Bauralond?
Wös brauch' mer's auf dem Lond?
An Köslar war nit schlöcht,
Dear ölles möchet röcht:
Und wenn uara glei' a Reasli bricht,
Und uar (einer) ist dô, dear in flickt.
Dös brauch' mer's u. s. w.[1])

Wös brauch' mer's auf dem Bauraland?
Wös brauch' mer's auf dem Lond?
A Katz'l, dös guat mauf't,
Und an Kamp'l, der guat lauf't,
Und an saggarischa Bösastil
Und a öbgabrauchti Köffemül,
Dös brauch' mer's u. s. w.[1])

II. 's Öllat (Elend).

Jaz isch (ist) hölt wörhöfti' a röchts Öllat mit miar,
Weil i' auf amôl (einmal) 's Gadachnis verliar'.
Am earst (Früher) bin i' a Manndli g'wösa,
Uas (Eines) vo da g'scheida.
Hôb' röda un dischgariara (discurrieren) könda
Mit ölla Leuta,
Ober iaz, wia i' röda will
Netter und fein;
Ober wia i' will 's Maul auftüa,
Föllt miar nix ein.

I' sitzet oft drinnen im Wiartshaus beim Kruag;
Dò schwatzen's di Heara gôr pfiffi und kluag;
Si wissen's zu schwatzen vom Mostauer Pront (Brand).
I' röbet oft geara—n—a Wört'l hölt drein;

[1]) Wiederholung wie am Schlusse der 1, oder 2. Strophe.

Ober wia i' will 's Maul auftüa,
Föllt miar nix ein.

Jaz sötz' i' da Föll, as (dass) i' kronk tat wearda;
Dò kam hòlt der Docter, der Bòder dòhea (daher).
Ei Sepp'l, gea (geh), sòg miar dein Wea, dein Schmearza.
Sobòld du es sògst, wiard diar g'holfa glei' sein.
Ober wenn i' gròd stearba müast,
Föllt miar nix ein.

Jaz muaß i' beichta, Bua, dös möcht miar häß;
Mit da schüana Weiberleut' mòch i' geara—n—an G'spass.
A biss'l batroga hon (habe) i' öfters im Spil;
Dös, wôs i' g'stola hôb', heißet nit vil:
An Öpf'l, a Biara, a Zwötschga zuzeit,
An Ox, a Ross und a so 'na (eine) Kluanikeit.
I' sòg's hòlt 'm Beichtvòter
Netter und fein;
Ober wia i' will 's Maul auftüa,
Föllt's miar nit ein.

III. 's Hofmuasters Prödig.

Der Hofmuaster hòt's prödigt,
Vo Tuget und Röcht:
Derweil ist ear hòlt selber
In d' Höll' einig'schlöcht (hineingestürzt).
(Passt schon wider zomm [zusammen]
Als wi' a Faust auf an Aug:
Möcht nix, geniart nix,
Bei uns ist der Brauch.)[1]

Dös Diand'l geat fleißig
Zum Sperrlein in Sôl:
Der Vòter ist Pförtner
Im òrmen Spitôl.

Dös Töchterlein gibt's nob'l,
Beim Grôfen tuat's speisen:
Di Muater schneid't Mössingblöch,
Glôsschiarp'n (Glasscherben), òlt's Eisen.

Hòt einer amôl g'heirôt',
So ist er in der G'fôr:
Darwischt a so a Hex',
So schuißt (schießt) si im ins Hôr.

---

[1] Die eingeklammerten Verse sind nach jeder Strophe zu wiederholen.

Onstòtt am Fruastuck
Gibt 's òllemôl Streit,
Und aufs Mittògöss'n
Hòb' i' mi' a' (auch) schon oft g'freut.

Dò bringt si miar an Knöd'l,
An Hôf'n voll Kraut,
Wo nix als Binsa
Und Mias (Moos) außerschaut.

Am Sonntòg, dô kauft si miar
A klua' Seit'l Biar:
Dò schòfft si mi' hinaußi,
Zur Orbet (Arbeit) soll i' gia (gehen).

Jaz pòckt mi' der Hunger,
Di Sonn' scheint miar in Mòg'n:
Heind nimm i' beim Teux'l
Mein Weib'l beim Krôg'n.

Dò wiard amôl eins g'rauft,
Dòs konn i' nit liag'n (lügen),
Dass d' Hôr' in der Nòchberschòft
Umherfliag'n.

Ich sprach den liebenswürdigen Sängerinnen für ihre Lieder meine vollste Anerkennung aus und wäre noch recht gerne länger bei der Zangerl'schen Familie geblieben, allein die rasch vorgeschrittene Zeit mahnte mich ernstlich zum Aufbruche. Daher nahm ich von den lieben Nachbarsleuten, bei denen ich mich aufs beste unterhalten hatte, den herzlichsten Abschied und begab mich auf dem eisigen Wege, auf dem ich alle Vorsicht anwenden musste, um in der Dunkelheit nicht zu gleiten oder gar ein Bein zu brechen, nach Hause. Als ich glücklich daselbst angekommen war, brannte bereits das Licht in der Hängelampe. Die früher in diesem Thale allgemein üblich gewesenen sogenannten „Lutschearna" (Lampen mit Hängeisen, vom lat. lucerna) sind seit der Benützung des Petroleums jetzt größtentheils abgekommen. Die Kühe waren gemolken, und das Nachtessen stand fertig auf dem Tische. Nach einem kurzen Segensspruche setzten wir uns zu Tische und verzehrten nicht ohne Appetit die mit Brot- und Erdäpfelschnitten vollgestopfte „Brennsuppe", worauf wir noch etwas gute Milch mit Brot nahmen. Gewiss ein einfaches, gesundes Nachtmahl! Vielleicht dürfte dem Leser nicht unerwünscht sein, an dieser

Stelle zu erfahren, wovon der Paznauner sich eigentlich nährt. Diesem bescheidenen Wunsche möge folgende kurze Antwort genügen: Weil die Paznauner vorherrschend arm sind, so ist auch ihre Nahrung im allgemeinen einfacher und dürftiger als z. B. jene des Ziller- oder Unterinnthalers. Fleisch findet sich für gewöhnlich nur an Sonn- und Feiertagen auf dem Mittagstische nach den Speckknödeln oder einer „Breia-" (Gersten-) Suppe ein, während die Erdäpfel auf der Paznauner Speisenkarte eine bedeutende Rolle spielen. Das Frühstück besteht heutzutage regelmäßig aus gerösteten Erdäpfeln und Kaffee, wozu man auch überdies noch häufig Brot und Käse isst; auch zur „Marend" (Jause) erhält man gegenwärtig gewöhnlich Kaffee mit Brot und Käse. Bei ärmeren Leuten besteht die Jause häufig nur in einem Stückchen Roggenbrot, weshalb man dieselbe im Paznaun bezeichnend das „Stückla" heißt. Mittags kommt zunächst häufig eine (Brot- oder Erdäpfel- oder aus geriebenem Teige bestehende) Suppe auf den Tisch, auf welche dann ein „Wasser-" oder „Milchmus" oder (in Milch gekochte oder geröstete) Nudeln oder sogenannte „Milchriebela" oder ein gerösteter Mehlbrei („Pulta", „Rieb'lkoch" u. dgl.) oder geröstete „Nöckla" folgen. Das Abendessen bilden gewöhnlich Erdäpfel (sei es geschälte oder in ihrer Hülle befindliche), zu denen man saure Milch, woran wenigstens den Winter über im Paznaun kein Mangel herrscht, schöpft; hierauf folgt noch häufig eine Suppe oder gute Milch mit Brot („Milchbrocka"). Natürlich essen wohlhabendere Leute auch während der Woche zuweilen geräuchertes Fleisch, während ärmere desselben oft auch an Sonntagen entbehren.

Nach einem kurzen Dankgebete stopfte sich, wer Raucher war — und an solchen leidet auch das Paznaun durchaus keinen Mangel — seine Pfeife. Da es eben 8 Uhr war und die Christmette erst um 12 Uhr beginnen sollte, so hatten wir Zeit in Hülle und Fülle, einander die Erlebnisse seit dem letzten Beisammensein mitzutheilen. Indes finden sich bald von $^1/_2$9 Uhr an gewöhnlich Bewohner aus den entfernteren „Riedla" (Weilern) in den Wohnstuben des Dorfes ein und warten hier bis zur Christmette. Das scheint alter Brauch zu sein. Auch bei uns trat ein Bauer nach dem anderen ein, und um 9$^1/_2$ Uhr war bereits die ganze Wohnstube voll Leute. Selbstverständlich war jetzt der Unterhaltungsstoff ein sehr mannigfaltiger. In einem Thale, welches vorzugsweise auf die Viehzucht angewiesen ist, reden die Bauern natürlich auch gern und häufig vom Vieh. So hörte ich auch heute abends von einem Bauern, dass seine Kühe viel Milch gäben,

seine zwei Rinder „toll trüachta" (oder „trüa, d. h. an Leibesumfang und Fett tüchtig zunehmen, gehörig wachsen), sein „Gòltrind" schon „löfi" (eigentlich = läufig) geworden, und dass er den heurigen Winter bis zum „Auslòssa" mit dem „Ha" (Heu) leicht auszukommen glaube. Ein anderer, der etwas neugierig zu sein schien, fragte mich, wie der Viehpreis in Innsbruck stehe und wie theuer das Pfund Butter dort sei. Ein dritter erkundigte sich bei mir, ob die Hauszinssteuer nicht bald gänzlich abgeschafft oder wenigstens herabgemindert werde und ob wohl kein Krieg im kommenden Frühjahr in Europa auszubrechen drohe. Ich horchte den Bauern längere Zeit nicht ohne Theilnahme zu, gab ihnen auch auf ihren Fragen, soweit es angieng, den nöthigen Bescheid, doch wusste ich es allmählich dahin zu bringen, dass bei der lebhaften Unterredung etwas Interessanteres zur Sprache kam, nämlich das Gebiet der Volkssage. Das bis in die neueste Zeit nach außen fast gänzlich abgeschlossene Thal Paznaun besitzt noch gegenwärtig einen reichen Schatz von uralten Sagen. Diese verblassen jedoch infolge der stetig fortschreitenden Schulbildung und des regeren Verkehres mit der übrigen Welt immer mehr und drohen in nicht zu ferner Zeit gänzlich in Vergessenheit zu gerathen, weil der Glaube an ein Dasein sagenhafter Wesen von der gegenwärtigen Generation nur mehr als dummer Aberglaube belächelt und bespöttelt wird. Viele dieser im Paznaun vorfindlichen Sagen werden übrigens auch in Graubünden, Vorarlberg und im Allgäu erzählt, gewiss kein geringer Beweis der nahen Verwandtschaft und des früheren Beisammenlebens dieser Völker. Mein Ohr hörte an jenem heiligen Abende manche derartige Sage, doch kann ich hier, wie es sich wohl von selbst versteht, aus dem mir Erzählten nur sehr wenig herausgreifen. Interesse erregen offenbar die paznaunerischen „Bichmandla" (Wichtelmännchen) oder „wilden Leute", das sind die rätoromanischen Fänggen, welche — wenn sie nicht bloße Gestalten oder Gebilde der Phantasie sein sollen — vielleicht Züge der Urbevölkerung tragen dürften.[1]) Beachtung verdient, dass diese behaarten „Waldmännlein" sogar schon von dem Propheten Isaias erwähnt werden. Is. 13, 21: . . . „pilosi saltabunt ibi" (nämlich auf dem zerstörten Babylon, das nicht mehr aufgebaut werden soll; vgl. auch 34, 14). — Unweit des Weilers Egg bei Kappl werden noch die „Fangga-Löcher" gezeigt, und in Langesthei heißt die Küchenschelle

[1]) Vgl. A. Birlinger, „Rechtsrheinisches Alamannien", S. 286; Vonbun-Sander, „Die Sagen Vorarlbergs" (Innsbruck 1889), S. 42 und 55.

(Anemone Pulsatilla) von ihrem wedelförmigen Köpfchen nach dem Verblühen „Fanggakopf". Diese wilden Leute oder „Bichmandla" sollen noch zu Beginn unseres Jahrhunderts in den Wäldern von Langesthei bei einer kümmerlichen Lebensweise ihr schalkhaftes Wesen zuweilen mit einem Bauern getrieben haben. Anton Siegele erzählte, der „Nöni" (Großvater) seines Weibes, namens Benedict Handle, sei manchmal mit diesen Männlein in Fühlung gekommen und von ihnen nicht ungern geneckt worden. Wenn er nämlich im Frühjahr oder Herbst auf die etwa 3 *km* oberhalb Langesthei gelegene Wiese, das „Tôblat" (vom lat. tabulatum, Stadel) genannt, hinaufgegangen sei, um daselbst seine Kühe zu füttern und zu melken, so habe er mitunter wunderliche Dinge erlebt. So z. B. habe eine langgehörnte Kuh ihren Kopf durch die ganz kleine Balkenöffnung herausgestreckt, oder zwei Kühe seien an einer Kette gehangen, oder nachdem er die Milch in den bereitstehenden Kübel gegeben, sei dieser auf einmal umgestürzt gewesen und dessen Inhalt auf dem Boden herumgeronnen. Habe Benedict zu diesem Blendwerk nichts gesagt und sei er etwa auf den Stadel hinaufgegangen, um Heu für das Vieh zu holen, so sei, wenn er in den Stall zurückkam, alles wieder in der alten Ordnung gewesen. Habe er aber, wenn die Milch auf dem Boden herumgerann, tüchtig geschimpft und geflucht, so sei die Milch verloren gewesen; gleichzeitig habe er dann vom nahen Walde her ein schadenfrohes lautes Kichern gehört.

Ungleich älter und allgemein bekannt sind Sagen, in denen die Fenken oder wilden Männlein als Viehhirten auftreten.[1] Im Weiler Außerlangesthei (sowie auf der Egg unweit Kappl) weidete voralters ein „Bichmandli" zwei Sommer hindurch die Ziegen, und zwar zur größten Zufriedenheit der Bauern. Niemals vorher oder nachher gaben diese Thiere soviel Milch, und während der ganzen Zeit, da dieses Männlein Hirte war, gieng auch kein Stück der Herde zugrunde. Doch hatte dieser Hirte auch seine Grillen, denn er trieb spät abends seine Ziegen nur bis zum Kreuze auf dem „Hochegg" und holte dieselben frühmorgens wieder von dort ab. Für das scheue Männlein, dessen kaum jemand, auch nur aus der Ferne ansichtig geworden, gaben die Bauern jeden Morgen nach der „Ròad" (Reihenfolge) die Kost in ein Tüchlein und hängten dieses einer Ziege an den Hals; abends war dann dasselbe jedesmal leer. Weil unter den Bauern auch die Rede

[1]) Vgl. Vonbun-Sander, S. 53, 60 ff.

gieng, das „Bichmandli", ihr so guter Hirte, sei nahezu ganz nackt, so beschlossen sie, von Mitleid gerührt, demselben für den nächsten Frühling ein rothes Wams anfertigen zu lassen. Das Kleid war fertig und wurde eines schönen Morgens einer Ziege auf den Rücken gebunden. Kaum erblickte das Männlein dieses rothe Röcklein, so gerieth es ganz außer sich vor Freude, schlüpfte in den neuen Staat, besah sich wohlgefällig darin und rief von einem Steine auf dem „Hochegg" herunter:

„Bui, bui Ödlmonn,
Höt a ròats Röckli on,
D' Gaß' hüata numma (nimmer) konn,
J' lof' dervon!"

Das „Bichmandli" auf der Egg bei Kappl rief:

„Hanseli hüatet numma d' Gaß',
Hanseli ist da Gaßa z' wâhh (stolz)!"

oder:

„J' wâhh Monn,
J' numma Gaß' hüata konn!")

Hierauf lief es davon und kam nicht wieder.

Nicht ohne Interesse dürften manche Leser folgende kurze Sage finden: An einem schönen Sommertage begaben sich frühmorgens mehrere Bauern in den „Mitterwald" (etwa 3 *km* nordöstlich von Langesthei) um Bäume zu fällen und zu „verarbeiten". Als es Mittag war und die Sonne sehr heiß brannte, da quälte sie ein entsetzlicher Durst, allein Wasser war nicht gleich bei der Hand. Da schälte einer mit seiner Axt einen Streifen Rinde von einem Baume und schlug in diesen eine kleine runde Öffnung. Hierauf blickte er nach der Alpe Versing, die gerade auf der gegenüberliegenden Thalseite auf der Höhe sich befand, zu den daselbst weidenden Kühen, und dann trank er aus der Öffnung im Baum Milch in vollen Zügen und stillte so seinen Durst.

Dieser Sage ähnelt nun sehr eine zweite, welche mir ebenfalls ein betagter Langestheier erzählte. Der Anfang bis etwa zur Mitte ist derselbe (nur wird statt des Mitterwaldes der ungefähr $1^1/_2$ *km* von diesem entfernte „Glitterberger Wald" genannt), die zweite Hälfte der Sage dagegen lautet etwas abweichend: Die Holzarbeiter, von schrecklichem Durste geplagt, sprachen, als sie eine Herde Kühe auf der Versinger Alpe grasen sahen, laut den Wunsch aus: „Hätten wir doch diese Kühe hier zum Melken, damit wir

unseren Durst stillen könnten!“ Da schlug ein Arbeiter zwei Äxte in einen Holzklotz und fieng an deren Stielenden zu melken an. Und siehe, da quoll die Milch in fingerdicken Brünnelein aus denselben hervor und füllte im Nu einen darunter gehaltenen Eimer, so dass alle davon reichlich zu trinken hatten und sich ihren großen Durst löschen konnten![1])

Während wir von den Teufelskünsten der grauenvollen Hexen durchweg schweigen, erwähnen wir dafür eine Paznauner Butzsage:

Johann Baldauf, Großvater der in Kappl lebenden zwei Brüder Baldauf, war ein tüchtiger Gemsenjäger, der häufig noch im Spätherbste die Gebirgshöhen durchstreifte, wobei er auf seiner Rückkehr manchmal von der Nacht überrascht wurde, so dass er sich veranlasst sah, in einer nahen „Taa“ zu nächtigen. So traf es sich einmal, dass er eine Sennhütte der Alpe Dieies,[2]) die zu dem Dorfe Kappl und dessen benachbarten Weilern gehört, als Nachtherberge wählte. Er hatte das Gewehr und seinen großen Jagdhund bei sich. Nachdem Baldauf sich ein kleines Feuer angezündet, um daran seine fröstelnden Glieder zu wärmen, und den Rest seines mitgenommenen Mundvorrathes verzehrt hatte, stieg er auf die Pritsche, um, so gut es gienge, sich einem Schläfchen zu überlassen. Wie er so ruhig droben lag, öffnete sich gegen 12 Uhr die Kellerthür und trat ein Weiblein heraus, das eine „Göpsa“ (flaches hölzernes Milchgeschirr, vom lat. capsa) voll Regenwürmer in den Händen trug und dieselbe auf den kleinen Tisch stellte. Dann lud es den Jäger zum Essen ein, doch dieser rührte sich nicht auf der Pritsche droben. Das Weiblein rief nochmals, und zwar etwas eindringlicher, er solle herabkommen und mithalten; er folgte indes nicht, sondern nahm sein Gewehr zur Hand. Hierauf sagte das Weiblein: „Hattest D’ (du) nu’ nit Dein Hundbass bei Diar, so wötti’ (wollte ich) Di’ schua (schon) mitössa mòcha!“ Sodann gieng es wieder in den Keller und ließ nichts mehr von sich hören. Frühmorgens machte sich der Gemsenjäger auf den Weg nach Hause und erzählte daselbst seinem besten Freunde das Vorgefallene. Weil dieser jedoch der Sache keinen rechten Glauben schenken wollte, so sagte jener voll Ernst: „Freund, getraust Du Dir die heutige Nacht in der Sennhütte auf Dieies zu schlafen, so überlasse ich Dir meine rothe Geiß!“ Der Freund nahm dies Anerbieten sogleich an, gieng

[1]) Vgl. hiermit die Sage „Die Hexe als Melcherin“, nebst Bemerkung dazu bei Vonbun-Sander, S. 150 f.

[2]) Mundartlich Diâs; vgl. Dieihja bei Vonbun-Sander, S. 268.

abends mit dem Gewehre und in Begleitung des Hundes des Gemsenschützen in die genannte Hütte und legte sich in tiefer Nacht auf die Pritsche. Um Mitternacht erschien wiederum das Weiblein bei der Kellerthür und brachte eine „Göpsa“ voll Regenwürmer, die es auf den Tisch stellte. Dann lud es den Freund ebenfalls zum Essen ein; dieser jedoch gehorchte nicht. Das Weiblein forderte ihn abermals auf, er solle jetzt kommen und mitessen; indes er gab der Einladung keine Folge. Da sagte es erbittert:

„Hattest Du nu'nit Dein Fuirhass und Dein Hundbass,
Wötti' di' verdiana möcha di röat' Gaß!“

Darauf trat es wieder in den Keller, und der Freund hatte die rothe Geiß gewonnen. Wie mir der Erzähler versicherte, hatte der Gemsenjäger wie auch sein Freund in den Lauf des Stutzens zuvor eine geweihte Palme (Weidenkätzchen) gegeben.[1]) —

Da schlug es elf, und sofort ertönten sämmtliche Glocken vom nahen Kirchthurme — „Schreckläuten“ heißen es die Paznauner. Dieses ist gewiss die geheimnisvollste Stunde des ganzen Jahres, zumal wenn man der Meinungen und Sagen gedenkt, welche nach uraltem Volksglauben in diese erhabene, hochheilige Zeit fallen. Dass diese Sagen, die jetzt als eitler Aberglaube gelten und an die niemand, auch kein Paznauner mehr glaubt, ein Rest altgermanischen Heidenthumes sind und deshalb unser Interesse auf sich lenken, ist männiglich bekannt. Es mögen an dieser Stelle zwei davon eine besondere Erwähnung finden:

Begibt man sich in dieser heiligen Stunde in die Kirche und betet daselbst eine Zeitlang, so kann man — doch vielleicht nicht jedermann — bald sehen, wie ein Zug Opferleute sich durch das Schiff in das Presbyterium hereinbewegt, um den Hochaltar herum und auf der anderen Seite wieder hinausgeht und verschwindet. Das sind die Leute, welche im folgenden Jahre sterben werden, und zwar in der Reihenfolge, wie sie eben zum Opfer giengen. So verfügte sich voralters jemand — nach der gangbarsten Mittheilung war es der Messner — während dieses Läutens in den „Chorstuhl“ des Presbyteriums und oblag daselbst seiner Andacht. In Bälde wurde es auf der Empore oben und im Schiffe der Kirche draußen lebendig; alsbald schritt ein Zug Opfernder in das Presbyterium herein, gieng um den Altar herum und auf der anderen Seite wieder in das Schiff hinaus,

---

[1]) Vgl. die ganz ähnliche Sage „Die Wette“, bei Vonbun-Sander, S. 65 f., Nr. 5.

wo dann die Gestalten plötzlich verschwanden. Der Messner erkannte alsogleich die Personen in dem Zuge; nur der letzte Mann, weil ohne Kopf, blieb ihm räthselhaft. Dieser Kopflose war der zuschauende Messner selbst, welcher denn auch gegen das Ende des folgenden Jahres starb, nachdem alle anderen Opfergänger ihm im Tode vorangegangen waren.[1])

Stellt man sich während dieses Kirchenläutens an einem Kreuzwege auf und spielt auf seiner Zither, so kann man unter der Bedingung ein meisterhafter Spieler werden, dass man sich gar nicht muckst, mögen auch wie immer aussehende und abschreckende Gestalten nahen und einen ansprechen. — So postierte sich einstens in dieser zwölften Stunde jemand an dem Kreuzwege unter dem „Kirchplatze" von Langesthei und fieng zum Zeitvertreib an, seine Zither zu spielen. Alsbald kamen allerlei dunkle Gestalten auf ihn zu, redeten ihn an und giengen dann wieder ihres Weges weiter. Er glaubte unter diesen auch seine verstorbenen Eltern, welche ihn gleichfalls ansprachen, zu kennen. Zuletzt schritt noch aus dem schwarzen Zuge, wie ihm däuchte, der Teufel auf ihn zu, und wie unser Zitherspieler sich auch gegen diesen verhielt wie eine laut- und sprachlose Bildsäule, so drückte derselbe ihm die Finger so heftig in die Saiten, dass das Blut unter den Nägeln hervorspritzte. Der Mann aber konnte von derselben Stunde an sein Instrument mit größter Meisterschaft spielen.[2])

Diese zwei Sagen erinnern recht lebhaft an die Züge des Nachtvolkes (des Wuotanheeres), wie dasselbe im inneren Walgau und Montafon, im Walser- und Paznaunthale auftritt.[3])

Nur nebenbei erwähnen wir die gewiss auch sehr alte Meinung, dass für den, welcher bei diesem Läuten von drei verschiedenen Quellen trinkt, bei dem letzten Born Wein fließe. Doch wehe dem, der, während er Wein trinkt, ein Wort spricht. Indes wusste niemand anzugeben, dass damit jemand einmal wirklich einen Versuch gemacht hätte. Die altbekannten Sagen vom Tischrücken, vom Reden der Thiere im Stalle u. a. m. während dieser heiligen Stunde übergehen wir.[4])

Hiermit brach der Faden des Redens und Erzählens, da die Stunde bereits gegen 12 Uhr vorgerückt war und die Kirchenbesucher

---

[1]) Vgl. J. V. Zingerle, „Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes", 2. Aufl., S. 189.

[2]) Vgl. „Der Schwegelpfeifer", bei Vonbun-Sander, S. 32.

[3]) Vgl. ebenda, S. 19 ff.

[4]) Vgl. Zingerle, S. 187 ff.

sich hastig entfernten und dem Gotteshause zueilten. Ich machte mich ebenfalls auf die Beine und kletterte mühsam den steilen, eisigen Pfad beim Hause hinunter. In Langesthei, wie überhaupt an den meisten Orten des vorderen Paznauns, steht nämlich nicht leicht ein Haus auf ebener Fläche, so dass Innsbrucker zuweilen im Scherze behaupten, im genannten Thale stünden nicht einmal die Stubenböden wagrecht und die Hennen müssten kleine Fußeisen tragen, um sich nicht die Beine zu brechen. — Auf dem „Kirchplatze" angelangt, musste ich noch einen Augenblick anstehen, um die vielen Lichtlein zu beobachten, welche von den verschiedensten Richtungen aus sich rasch der Kirche näherten und an mir vorbeihuschten. Als ich schließlich gleichfalls in das schöne, festlich geschmückte und hell beleuchtete Kirchlein trat, da stimmte der Priester gerade den erhabenen, mächtig ergreifenden Lobgesang Tedeum an, welcher dann vom Chore unter Begleitung der Orgel und dem harmonischen Klange sämmtlicher Glocken und Glöckchen vortrefflich gesungen wurde. Auch bei dem darauffolgenden Engelamte wurden die Gesänge, wie das Gloria und Credo, das Sanctus und Benedictus sehr correct vorgetragen. — Gleich nach der Christmette, zu der sich, wer nur immer kann, selbst aus den entlegensten Weilern der Gemeinde einfindet, eilten wir in freudig gehobener Stimmung nach Hause, um dort in der warmen Stube uns an einem einfachen Mahle zu erquicken. Dieses bestand zunächst in einer bereitgehaltenen nahrhaften Fleischsuppe, worin außer anderem sich auch tüchtige Brocken Fleisch vorfanden. Hernach kam zum freudigen Staunen aller, besonders der Kinder, der längst ersehnte Weihnachtszelten auf den Tisch in Begleitung eines Fläschchens selbstgebrannten, daher echten „Faulbeerers". Der Bruder Alois nahm nun in gemessener, ehrwürdiger Haltung den Zelten, bezeichnete ihn mit dem heiligen Kreuzeszeichen, schnitt ihn hierauf mit dem großen Messer an und verabfolgte jedem Tischgenossen ein gehöriges Stück davon. Jetzt schmausten alle von dem ihnen zugewiesenen Antheile, als hätten wir den feinsten Leckerbissen der Welt. Sodann füllte der Bruder aus dem Fläschchen ein kleines Gläschen mit dem bis zu dieser Freudenzeit aufgesparten „Faulbeerer", trank dasselbe mit dem schönen Spruche „I' wünsch' guati G'sundheit", schenkte es wieder voll ein und gab es dem Zunächstsitzenden zum Austrinken. Dieser reichte es wieder in derselben Weise, wie es Bruder Alois gethan, dem Folgenden, und so machte das Gläschen bei allen die Runde, bis es wieder an den Familienvater (Alois) zurückgelangte. Wie freute sich alles bei diesem einfachen

Mahle, dass man das schöne Weihnachtsfest wieder erlebt! Wie erzählten mit freudestrahlenden Gesichtern die Kleinen von dem Christkindlein, das sie in der Kirche auf dem Hochaltare gesehen oder das im Tischwinkel in ihrer unmittelbaren Nähe ruhte! Das sind goldene Stunden einer genügsamen und noch unverdorbenen ländlichen Familie!

Der Bruder Chrysanth sammelte noch übriggebliebene Zeltenbrosamen und säete sie im Gärtchen in den Schnee, in dem festen Glauben, dass daraus im künftigen Frühjahre eine der Kamille sehr ähnliche Pflanze, die sogenannten „Weinichtsbroasma" (d.i. das Mutterkraut, die Kamille, Matricaria Parthenium), entsprosse. — Während wir aßen und tranken und fröhlicher Dinge waren, schlief das herzige zweijährige Knäblein, welches nach seinem seligen Großvater Johann heißt, fest in der Wiege; doch jetzt wurde es auf einmal unruhig und fieng an zu „reara" (weinen). Da trat meine Nichte, die rothwangige, blondlockige Filomena, zur Wiege und schaukelte diese, bis das Kind wieder eingeschlummert war. Dabei sang sie drei Liedchen, welche ich, weil sie mir außerordentlich gut gefielen, auch den verehrlichen Lesern nicht vorenthalten will. Sie lauten:

Büabli, Büabli, schlôf,
Dört außa kêma (kommen) d' Schôf'.
Es kinnt an schwòrzer Wîder,
Sticht das Büabli nîder:
Es kinnt a weißi Flödermaus,
Hilft dem Büabla wîder auf.
Galt's (Vergelt' 's) Gott, mei' Maus,
Gea mit miar in mei' Haus,
J' gib diar Kâs und Bròat (Brot).
Nimm d' Schnòlla ôb,
Bist dur' a (durch den) Tòad.

Eiali wôl!
Schlafla wôl!
Dört außa kêma d' Schafla scho (schon).
Es kinnt a Hobli (Schäflein) weißas,
Will mei Kindli beißa:
Es kinnt a Hobli schwòrzas,
Will mei Kindli gòscha (stoßen):
Es kinnt a Hobli ròats (rothes),
Bringt meim Kindla Bròat.

Hî (Hin, fort) reit (reitet) a Rössli,
Dört bunta (unten) steat a Schlössli;
Dört sei' drei Junkfraua drein.
Di earsta klopft Greida (Kreide),
Di zweita spinnt Seida,

Di dritta geat ins Klopfhaus hinein,
Stöckt a Nagali an der Wond.
Wenn das Nagali klingelt,
So singa òlla di Engala im Himmel.[1])

Mir fielen bei Erwähnung der drei Schäflein — ob mit Recht oder Unrecht — unwillkürlich die altnordischen Nornen ein, welche das Lebensschicksal eines Kindes bereits in der dritten Nacht nach dessen Geburt unabänderlich bestimmten.

Als warmer Verehrer des volksthümlichen Gesanges richtete ich nun an meine zweitälteste Nichte, die lebhafte und etwas schalkhafte Maria, die Frage, ob auch sie ein Wiegen- oder allenfalls ein Weihnachts- oder Zeltenliedchen mir vorzutragen wüsste. Das Mädchen besann sich rasch und sang zunächst die ganz kurzen Wiegenliedchen:

Heia Pumpaia!
Dò wiag' i' mei' Kind,
Dös (Das) untan und oba
Dur' d' Wiaga—n—ausspringt.

und

Heia Pumpaia!
Dò wiag' i' mei' Kind:
I koch' 'm (ihm) a Papali (Kindsbrei)
Und schmeiß' as 'm in Grint.

Hierauf ließ sie mit ihrer klangvollen jugendlichen Stimme folgende ironisch angehauchte „G'sangla", die auf den Weihnachtszelten bezugnahmen, ertönen:

„D' Madla bòcha Zalta (Zelten),
Tuan vil zu wenig drei',
Dan ana (Den einen) zwischan Öscha,[2])
Und dan ondera Föllerschei'.[3])"

„Si (Di Liebhaber) rolza (balgen sich) um a Zalta
Und heara ô' (auch) nit auf;
Si stöcha mit da Mössar drei'
Und tuan an Bletzgar (Schlag) d'rauf."

„Di röchta Stearaguggar (Sterngucker),
Si laufa frua und spôt:
Und wo si a Bröckli Zalta wissa,
Kuia (Kauen) si fei g'stôt (bedächtig, langsam)."

„Di lösta (letzten) Weinichtsfeirti' (=feiertage),
Dò trinka miar 's a Môß:
Donn mòcha miar uns brav lusti'
Beim Kand'l und beim Glôs."

---

[1]) Vgl. mit diesem letzten Liedchen die ebenfalls an die Nornen gemahnenden sehr ähnlichen Kinderreime bei Vonbun-Sander, S. 137.

[2]) und [3]) Sehr wenig bekannte Orte Oberinnthals.

Allein die ungemein weit vorgeschrittene Stunde mahnte unbedingt zum Schlafe, der diesmal ohnehin nicht gar lange andauern sollte, da man frühmorgens auch an dem lieben Vieh im Stalle seine Obliegenheiten zu erfüllen hatte und gegen Tagesanbruch abermals in der Kirche einem feierlichen Amte, dem „Hirtenamt", beiwohnen wollte. Überaus glücklich und zufrieden mit dem soeben Genossenen, begaben sich die Kleinen zu Bette, sie, die sonst weiter nichts zum Christfeste empfiengen, denen kein Christbaum mit seinen herrlichen Gaben entgegenstrahlte, weil in diesem Thale an seinerstatt noch der heilige Nikolaus seine alten Rechte steif und fest behauptet. Auch ich gieng sogleich zu Bette und verfiel rasch in einen tiefen, gesunden Schlaf.

Kant und seine österreichischen Verehrer.

Graz. Von **Anton Ganser.**

Der Name Kant ist weltberühmt und es wird wohl kaum einen gebildeten Leser geben, der ihn nicht kennt, der nicht das eine oder das andere Werk von Kant studiert hätte. In der That bezeichnet der Name Kant einen der größten und gewaltigsten Denker aller Zeiten, was wir hier sofort anerkennen wollen, obschon uns so manches in seinen zahlreichen Werken nie recht behagen wollte. Seine Hauptwerke sind kritische Werke und wir wollen den Lesern — obschon viele von ihnen es ohnehin wissen werden — nur flüchtig erklären, warum Kant „kritische" Philosophie schrieb.

Das Wort „Philosophie" zwingt uns nun aber vor allem zu sagen, was denn die Philosophie wirklich ist. Sie ist, kurz gesagt, Weltweisheit, eigentlich aber nur ein Streben nach Weltweisheit, d. h. das Bestreben, eine umfassende Erkenntnis zu gewinnen über den Sinn und das Wesen aller jener Erscheinungen, die man mit dem Sammelnamen „Welt" zu bezeichnen pflegt. Alle Welt spricht von der Welt, was diese Welt aber wirklich ist, weiß eigentlich niemand genau.

Die Philosophie will das ewige Räthsel lösen.

Eine Künstler- oder Dichternatur wird von irgend einer Idee erfasst, sie erfüllt des Dichters oder Künstlers ganzes Sein, und sie in einer passenden, seiner innersten Empfindung angemessenen Form zu verwirklichen ist sein eifrigstes Streben und Sehnen. Was ist aber „die Idee"? Sie ist ihrem Wesen nach das primäre Attribut Vorstellungsvermögen, welches den Willen zur That anregt. In ähnlicher Weise

werden manche Menschen angeregt die Idee der Welt zu erfassen, sie wiederzugeben: es sind die geborenen Philosophen, d. h. Menschen, welche die Gabe haben klar in die Welt zu schauen und ihr Inneres zu prüfen. Der Drang, das Erforschte kundzugeben, drückt ihnen die Feder in die Hand und sie schreiben, was ihr innerster Sinn als wahr erkannt zu haben glaubt.

Ungeachtet nun solcher Gaben kamen die Menschen und selbst die scharfsinnigsten Philosophen auf Irrwege, die kostbarsten Ideen und Erkenntnisse führten zu Widersprüchen, das unter gewissen Voraussetzungen Vernünftige wurde unter anderen Gesichtspunkten betrachtet zum Unvernünftigen, und endlich entstanden viele Anschauungen, viele Philosophiesysteme, welche zwar manches Körnchen reines Gold zutage förderten, allein die Idee der Welt selbst förderte keines vollständig an das Licht der Sonne, und die Kraft des menschlichen Denkvermögens selbst musste in Zweifel gezogen werden.

Dieser Umstand veranlasste manche Denker und unter diesen auch besonders Kant, unser Erkenntnisvermögen selbst einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen. In dieser Art, und immer getragen von diesem Bestreben, entstanden die berühmten Werke unseres Denkers: „Die Kritik der reinen Vernunft", „Die Kritik der praktischen Vernunft", und „Die Kritik der Urtheilskraft", von denen uns indessen heute nur die zwei ersteren, besonders aber „Die Kritik der praktischen Vernunft" beschäftigen werden.

Kant schrieb also vorzüglich „kritische" Philosophie. Mit welchem Erfolg und inwieweit dieser berechtigt war und ist, soll unsere heutige Untersuchung zeigen, an welcher der geehrte Leser unmittelbar theilnehmen soll, um sich persönlich ein Urtheil darüber bilden zu können. Derselbe möge aber mit Rücksicht darauf, dass wir an sein unmittelbares Urtheil appellieren, entschuldigen, wenn wir Kant mitunter selbst reden lassen; wir halten dies auch für nöthig mit Rücksicht auf unser Ziel, welches nebenbei auch dahin geht, Kants wahren Wert, wenigstens in einigen seiner wichtigsten Lehren, auch in populärer Art ein- für allemal klarzustellen.

Dass dieses Beginnen überhaupt einen praktischen Sinn hat, erhellt aus dem Umstande, dass Kant auch in unserem Vaterlande viele Verehrer hat, und mitunter auch in einer Weise sozusagen verhimmelt wird, welche nicht immer Berechtigung besitzt.

In allerneuester Zeit z. B. war es P. Vincenz Knauer, Bibliothekar am Schottenstifte und Docent der Philosophie an der Universität in Wien, welcher Kant auf das lebhafteste vertheidigte,

besonders auch gegen Robert Hamerling.[1]) Dieser hatte in seinem sehr bedeutenden Werke: „Atomistik des Willens", Kant in mancher Beziehung getadelt und ihn auch in mitunter recht scharfer Art und Weise angegriffen, obschon er die außerordentliche Denkkraft des Königsberger Philosophen voll anerkannte.

P. Vincenz Knauer sagt von Hamerling (und manchen anderen Gegnern Kant'scher Lehrmeinungen), dass sie Sätze, ohne den Zusammenhang seiner Ansichten genügend zu wahren, „herausstechen", und dass — er spricht da wieder im allgemeinen — die „Kritik der praktischen Vernunft" zu wenig, oder auch gar nicht berücksichtigt werde, daher manche Einwürfe ungerecht seien.

Diesbezüglich nun müssen wir, ehe wir zu unseren eigenen Untersuchungen übergehen, hier doch noch einige Bemerkungen vorausschicken, was wir in großer Kürze thun können, da die Sache durch die späteren Erörterungen ohnehin sehr deutlich werden wird. Kant hat, wie schon aus den vorher angeführten Titeln einiger seiner Hauptwerke hervorgeht, die Vernunft in eine „reine" (oder theoretische) und in eine „praktische" getheilt. Das Hauptergebnis seiner Untersuchungen über die erstere war bekanntermaßen, dass unsere Vernunft nie bis zu dem eigentlichen Wesen der Erscheinungen gelangen kann, sondern stets nur Erfahrungen aus empirischen Erscheinungen zu ziehen, immer nur Phänomena, aber nie Noumena zu beurtheilen vermag. Auf diese Art können wir endlich schließen, dass es hinter den Dingen, wie sie uns erscheinen, noch die „Dinge an sich", wie er sich ausdrückt, geben müsse. Zu diesem Schlusse kommen wir, meinte Kant, unbedingt; was aber diese Noumena oder die Dinge an sich selbst sind, wissen wir nie und können wir auch nie wissen. Von den Gottesbeweisen, wie sie in der älteren Philosophie auftraten, ist nach Kant keiner ganz stichhältig ꝛc. ꝛc. Während nun wohl seine Lehre über die volle Idealität unserer Raum- und Zeitbegriffe großen Anwert fand und noch findet, wurden manche seiner übrigen kritischen Lehrmeinungen schon damals mitunter recht abfälligen Kritiken unterzogen, und es scheint, dass dieser Umstand wohl mit die Ursache des Erscheinens seiner späteren Werke gewesen ist. Es geht dies zum Theile auch aus der Vorrede in der „Kritik der praktischen Vernunft" hervor, welche Vorrede wir übrigens hier übergehen wollen. Seine Kritik der reinen

[1]) Vincenz Knauer, „Die Hauptprobleme der Philosophie in ihrer Entwicklung und theilweisen Lösung von Thales bis Robert Hamerling". Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig 1892.

Vernunft erschien im Jahre 1781. Ihr folgte „Grundlegung zu einer Metaphysik der Sitten" im Jahre 1785 und gewissermaßen als Schlussstein im Jahre 1788 seine „Kritik der praktischen Vernunft", in welcher auch seine berühmte Ethik enthalten ist. Während nun Kant in seiner reinen Vernunftkritik die Wirksamkeit unserer Vernunft recht abfällig beurtheilt und auch nachzuweisen sucht, dass die bisherigen Gottesbeweise auf schwachen Füßen stehen, sucht er in den späteren zwei Werken und besonders in dem letzten einen wirklichen Gottesbeweis zu geben. Er erkennt ferner an, dass der Glaube an einen Gott ein Postulat der Moral sei, ebenso der Unsterblichkeitsglaube, und seine Ethik gipfelt in dem Verlangen, dass jeder das Gute um seiner selbst willen thun solle und auch weil ein Gesetz es verlange. Die Art und Weise nun, wie Kant seine Beweise führt, ist unserem Ermessen nach nicht nur ungenügend, sondern so zweifelhafter und mitunter widerspruchsvoller Natur, dass wir uns damit keineswegs zufrieden erklären können. Da nun P. Vincenz Knauer Kants Ethik in mehreren Vorlesungen überaus lobt und Kants Werke überhaupt empfiehlt, indem er gleichzeitig Hamerling und anderen den Vorwurf macht, dass sie die Kritik der praktischen Vernunft „zu wenig" studiert und in Rücksicht gezogen hätten, so wollen wir im folgenden den Beweis aus diesen Werken führen, dass Hamerling und manche andere Gegner Kants nicht so ganz Unrecht hatten.

Wir sprachen früher von Weisheit! Wie denkt Kant darüber? Es heißt in seiner Kritik der praktischen Vernunft folgendermaßen: „Denn da Weisheit, theoretisch betrachtet, die Erkenntnis des höchsten Gutes, und praktisch, die Angemessenheit des Willens zum höchsten Gute bedeutet, so kann man einer höchsten selbständigen Weisheit nicht einen Zweck beilegen, der bloß auf Giltigkeit begründet wäre. Denn dieser ihrer Wirkung (in Ansehung der Glückseligkeit der vernünftigen Wesen) kann man nur unter den einschränkenden Bedingungen der Übereinstimmung mit der Heiligkeit seines Willens, als dem höchsten ursprünglichen Gute, angemessen denken. Daher diejenigen, welche den Zweck der Schöpfung in die Ehre Gottes (vorausgesetzt, dass man diese nicht anthropomorphistisch als Neigung gepriesen zu werden denkt) setzten, wohl den besten Ausdruck getroffen haben. Denn nichts ehrt Gott mehr, als das, was das Schätzbarste in der Welt ist, die Achtung für sein Gebot, die Beobachtung der heiligen Pflicht, die uns sein Gebot auferlegt, wenn seine herrliche Anstalt dazu kommt, eine solche schöne Ordnung mit

angemessener Glückseligkeit zu krönen. Wenn ihn das letztere (auf menschliche Art zu reden) liebenswürdig macht, so ist er durch das erstere ein Gegenstand der Anbetung" (Adoration).

Weiter heißt es: „Dass in der Ordnung der Zwecke der Mensch (mit ihm jedes vernünftige Wesen) Zweck an sich selbst sei, d. i. niemals bloß als Mittel von jemanden (selbst nicht von Gott) ohne hierbei selbst Zweck zu sein, könne gebraucht werden, dass also die Menschheit in unserer Person uns selbst heilig sein müsse, folgt nunmehr von selbst, weil er das Subject des moralischen Gesetzes, mithin dessen ist, was an sich heilig ist, um dessen willen und in Einstimmung mit welchem auch überhaupt nur etwas heilig genannt werden kann. Denn dieses moralische Gesetz gründet sich auf die Autonomie seines Willens, als eines freien Willens, der nach seinen allgemeinen Gesetzen nothwendig zu demjenigen zugleich muss einstimmen können, welchem er sich unterwerfen soll."

Wenn wir nun diese Sätze lesen, so drängt sich uns ein Gefühl der Befriedigung, weil wir zugestehen müssen, dass sie wahr und richtig sind. Dennoch aber sind kleine Häkchen vorhanden, was wir hier nur andeuten wollen, um später darauf zurückzukommen. Kant erklärt dann an vielen Stellen seiner beiden Werke, was die „Heiligkeit" des Willens sei. Sie besteht, was wir schon hier bemerken wollen, in der Freiheit des Willens, das Gute um seiner selbst willen zu thun, ohne dabei durch ein zugrunde gelegtes Interesse bestimmt zu werden. Und hier ist der Punkt, um den sich seine Auffassung einerseits dreht, der Punkt aber auch, wo Kant sozusagen Schiffbruch leidet.

Kant nennt die Weisheit, theoretisch betrachtet, die Erkenntnis des höchsten Gutes. Der Satz ist richtig; aber was ist das höchste Gut? Um diese Erklärung handelt es sich.

Hören wir Kant weiter. Auf Seite 131[1]) der Kritik der praktischen Vernunft heißt es:

„Glückseligkeit ist der Zustand eines vernünftigen Wesens in der Welt, dem im ganzen seiner Existenz alles nach Wunsch und Willen geht, und beruht also auf der Übereinstimmung der Natur zu seinem ganzen Zwecke, im gleichen zum wesentlichen Bestimmungsgrunde seines Willens.

Nun gebietet das moralische Gesetz der Freiheit durch Bestimmungsgründe, die von der Natur und der Übereinstimmung derselben

[1]) Die Citate entnahmen wir aus der Hartenstein'schen Ausgabe der Kant'schen Werke. Leipzig, Leop. Voß, 1867.

zu unserem Begehrungsvermögen (als Triebfedern) ganz unabhängig sein sollen; das handelnde vernünftige Wesen in der Welt aber ist doch nicht zugleich Ursache der Welt und der Natur selbst. Also ist in dem moralischen Gesetze nicht der mindeste Grund zu einem nothwendigen Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und der ihr proportionierten Glückseligkeit eines zur Welt als Theil gehörigen und daher von ihr abhängigen Wesens, welches eben darum durch seinen Willen nicht Ursache dieser Natur sein, und sie, was seine Glückseligkeit betrifft, mit seinen praktischen Grundsätzen aus eigenen Kräften nicht durchgängig einstimmig machen kann. Gleichwohl wird in der praktischen Aufgabe der reinen Vernunft, d. i. der nothwendigen Bearbeitung zum höchsten Gute ein solcher Zusammenhang als nothwendig postuliert.

Wir sollen das höchste Gut (welches also doch möglich sein muss) zu befördern suchen. Also wird auch das Dasein einer von der Natur unterschiedenen Ursache der gesammten Natur, welche den Grund dieses Zusammenhanges, nämlich der genauen Übereinstimmung der Glückseligkeit mit der Sittlichkeit enthalte, postuliert.[1]) Diese oberste Ursache aber soll der Grund der Übereinstimmung der Natur nicht bloß mit einem Gesetze des Willens der vernünftigen Wesen, sondern mit der Vorstellung dieses Gesetzes, soferne diese es sich zum obersten Bestimmungsgrunde des Willens setzen, also nicht bloß mit den Sitten der Form nach, sondern auch ihrer Sittlichkeit, als dem Bewegungsgrund derselben, d. i. mit ihrer moralischen Gesinnung enthalten. Also ist das höchste Gut in der Welt nur möglich, sofern eine oberste Ursache der Natur angenommen wird, die eine der moralischen Gesinnung gemäße Causalität hat. Nun ist ein Wesen, das den Handlungen nach der Vorstellung von Gesetzen fähig ist, eine Intelligenz (vernünftiges Wesen) und die Causalität eines solchen Wesens nach dieser Vorstellung ein Wille desselben. Also ist die oberste Ursache der Natur, soferne sie zum höchsten Gut vorausgesetzt werden muss, ein Wesen, das durch Verstand und Willen die Ursache (folglich der Urheber) der Natur ist, d. i. Gott. Folglich ist das Postulat der Möglichkeit des höchsten abgeleiteten Gutes (der besten Welt) zugleich das Postulat der Wirklichkeit

---

[1]) Die Logik und die Erfahrung sagen uns, dass Gleiches nur aus Gleichem werden kann. Dass der Grund der Übereinstimmung „eben deshalb" (weil der Mensch diese Übereinstimmung nicht herbeiführen kann), eine von der Natur absolut „unterschiedene" Ursache sein müsse, ist nicht richtig geurtheilt. Es kann graduelle Unterschiede und auch mancherlei Formen einer und derselben Sache geben.

eines höchsten ursprünglichen Gutes, nämlich der Existenz Gottes. Nun war es Pflicht für uns, das höchste Gut zu befördern, mithin nicht allein Befugnis, sondern auch mit der Pflicht als Bedürfnis verbundene Nothwendigkeit, die Möglichkeit dieses höchsten Gutes vorauszusetzen; welches, da es nur unter der Bedingung des Daseins Gottes stattfindet, die Voraussetzung desselben mit der Pflicht unzertrennlich verbindet, d. i. es ist moralisch nothwendig, das Dasein Gottes anzunehmen."

Diese Sätze sind einerseits überflüssig geschraubt, und warum es eigentlich unsere „Pflicht" sein soll, „Voraussetzungen" verschiedener Art zu machen, wird aus dieser Deduction nicht vollkommen klar; dessenungeachtet sind manche andere Schlüsse richtig, insbesondere der, dass man die oberste Ursache der Natur als eine logische Einheit begreift. Die Logik reicht indessen da weiter als die Pflicht. Im übrigen aber ist der Gottesbeweis, den Kant hier gibt, an sich gut; er ist der beste, den wir kennen.

Er geht von der richtigen Voraussetzung aus, dass die oberste Ursache der Natur, soferne sie zum höchsten Gute vorausgesetzt werden muss, ein mit Wille und Intelligenz begabtes Wesen sein muss, und dass der Wille desselben die Causalität ist. Wie führt aber Kant diese richtige Anschauung in seinem Werke durch?

Nach Kant besteht die wahre „Sittlichkeit" darin, dass der freie Wille ohne und jede Rücksicht auf irgend ein „empirisches" Glückseligkeitsmotiv handeln soll und dass das oberste Gesetz der Moral und der Freiheit dies verlangen müsse, weil es sonst nicht das „oberste" Gesetz sein könnte.

Nun müssen wir folgendes bemerken. Aus den Worten Kants geht schon hervor, dass er das höchste Gut in einem doppelten Sinne auffasst und gebraucht; er spricht vom höchsten Gut und versteht darunter die Glückseligkeit, soferne sie in Übereinstimmung mit der Heiligkeit des autonomen Willens von dem Menschen erreicht werden kann (also durch seine Sittlichkeit), und er spricht vom höchsten „ursprünglichen" Gut, welches Gott selber ist. Er fasst also Gott als das ursprüngliche, die Welt (als beste oder sittliche Welt) als das abgeleitete Gut auf, meint aber auch, dass, da das handelnde vernünftige Wesen in der Welt doch nicht zugleich Ursache der Welt und der Natur selbst sein kann, erstens nicht der mindeste Grund zu einem nothwendigen Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und der ihr proportionierten Glückseligkeit eines zur Welt als Theil gehörigen Wesens

vorhanden sein müsse, und zweitens, dass der Urheber der Welt eine von der Natur verschiedene Ursache sei.

In diesen verschiedenen Ansichten Kants nun bergen sich Widersprüche, die gelöst sein wollen, von Kant aber nicht gelöst werden.

Was soll denn der „freie Wille" (sei es nun Gottes freier Wille oder der des Menschen) wollen? Warum soll es denn keinen logischen Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit geben? Worin besteht denn die Freiheit? Warum bewirkt denn Gott, als Urheber der Natur, die Welt der Vielheit? Zu wessen Gunsten soll denn der freie Wille wollen, wenn das oberste Gesetz der Moral verlangt, dass mit diesem Wollen „gar kein Interesse" verknüpft sein soll?

So entstehen, fasst man die Sache in Kant'scher Weise auf, eine Menge von Fragen, die logisch nicht zu beantworten sind, sowie man jede Empfindung vom Sein, die Thatsache der Empfindung vom Sein, ausschließt, und zwar auch für Gott (der doch, wenn er intelligenter Wille ist, auch etwas wollen muss), obschon er der Urheber der Causalität, und diese sein Wille ist!

Die „Freiheit"!? Was ist die Freiheit an sich? Der Wille Gottes muss doch etwas wollen? Oder nicht? Es ist doch klar, dass er die Welt gewollt haben muss. Warum denn?

Kant spricht übrigens — wir müssen das zugeben — über alles mögliche; über die Freiheit, über die Autonomie des Willens, über die Glückseligkeit, über die Causalität 2c., kein Punkt bleibt unberührt und seine Deductionen sind (z. B. jene über die Begriffe von gut und böse) mitunter wirklich scharf und weise. Wir bedauern einerseits, dass wir nicht weiter eingehen können auf seine oft treffenden Anschauungen, da dies allzuweit führen würde; allein gleichzeitig müssen wir constatieren, dass die Antwort auf die Frage: Warum schuf Gott die Welt der Vielheit? ausbleibt oder mangelhaft ist, weil Kant die Empfindung vom Sein unberücksichtigt läst und weil er verkennt oder gar nicht erkennt, dass auch der intelligente Wille (Gott) einen zureichenden Grund zu seinem Wirken (Bewirken der Causalität) haben muss, dass wir diesen Grund zu erkennen vermögen müssen, wenn wir Gottes Gesetz verstehen sollen.

Da ist der Punkt, dessen Beantwortung durch Kant mangelhaft ist. „Zu seiner Ehre" schuf Gott die Welt — meint Kant. Gut! Wir geben ihm recht. Allein diese Erklärung genügt nicht vollständig. Denn, ist Gott das Vollkommene, wo soll die Ehre sein, die ihn zur Weltschöpfung bewegt?

Anthropomorphistisch soll die Sache nicht aufgefasst werden; auch da geben wir Kant einerseits recht. Fassen wir sie aber nicht so auf, wo liegt dann der zureichende Grund, der den Begriff „Ehre" auf das allervollkommenste Wesen anzuwenden erlaubt? Wir finden keinen! Wohl aber denken wir an etwas, was passender sein wird als Grundannahme zur Welterschöpfung. Es ist die Thätigkeit, d. h. die lebendige Bethätigung der logischen Attribute des allmächtigen, allweisen und auch ideenreichen Gottes! Bedenken wir, wozu wir vollkommen befähigt sind, dass Wille und Vorstellungsvermögen (Verstand, würde Kant sagen) die logischen Attribute jedes Seienden (also auch Gottes) sind und sein müssen, da nur aus ihnen die Realität hervorgehen kann, ferner, dass die Empfindung (oder das Gefühl) als das Ineinandersein oder Wirken der Attribute zur Realität (nur was empfindet ist real) auch dem lebendigen Gotte der Welten angemessen sein muss, so begreifen wir sofort, dass Gott in irgend einer Art thätig sein muss, wenn er selbst real sein soll. Wäre er aber nur so thätig, dass er stets nur die Empfindung der eigenen Identität bewirkte, so wäre er einsam — einsam in alle Ewigkeit! Könnte er in solcher Form selig sein? Sagen wir ja, so bleibt die Weltenschöpfung die Schöpfung der Vielheit, ohne zureichenden Grund; sagen wir aber nein (was das logische und richtige ist), so ist der Grund der Schöpfung klar. Gott bewirkt die Causalität in Raum und Zeit (also die empirische Causalität), er bethätigt seine Attribute, indem er mmer und überall wirkt (in der Causalität). Seine Freiheit besteht in dem Bewirken einer Daseinswelt, die er will, weil er nicht einsam sein kann und mag.[1])

Es ergibt sich aus dem Gesagten klar, dass der kategorische Imperativ, nämlich das Gesetz der Moral und der Freiheit, welches in seinem Kerne (nach Kant) verlangt: „Thue das Gute um seiner selbst willen," zu einer absoluten Unbegreiflichkeit wird und werden muss, wenn man von aller Empfindung abstrahiert und weder das Wesen des Weltprincipes, noch den wahren Grund des eigenen und des übrigen Seins genau erkennt. Diese „Unbegreiflichkeit" gibt Kant selbst zu, wie die gegen den Schluss seines Werkes „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" (1785) stehenden Worte vollständig beweisen. Es heißt dort (Seite 311) wörtlich:

---

[1]) Rob. Hamerling weist in seinem Capitel „Allsinn und Ichsinn" darauf hin, dass das Ewige, Unendliche nur im Endlichen real ist und wird, und dass der Allsinn ohne Beschränkung in der Endlichkeit ebenso zum Verderben führen würde, wie der etwa ins Extreme geführte Ichsinn.

„Der speculative Gebrauch der Vernunft in Ansehung der Natur führt auf absolute Nothwendigkeit irgendeiner obersten Ursache der Welt; der praktische Gebrauch der Vernunft in Absicht auf die Freiheit führt auch auf absolute Nothwendigkeit, aber nur der Gesetze der Handlungen eines vernünftigen Wesens als eines solchen. Nun ist es ein wesentliches Princip alles Gebrauches unserer Vernunft, ihr Erkenntnis bis zum Bewusstsein ihrer Nothwendigkeit zu treiben (denn ohne diese wäre sie nicht Erkenntnis der Vernunft). Es ist aber eine ebenso wesentliche Einschränkung ebenderselben Vernunft, dass sie weder die Nothwendigkeit dessen, was da ist, oder was geschieht, noch dessen, was geschehen soll, einsehen kann, wenn nicht eine Bedingung, unter der es ist oder geschieht oder geschehen soll, zum Grunde gelegt wird. Auf diese Weise wird aber auch die beständige Nachfrage nach der Bedingung, die Befriedigung der Vernunft nur immer weiter aufgeschoben. Daher sucht sie rastlos das Unbedingtnothwendige und sieht sich genöthigt, es anzunehmen ohne irgendein Mittel, es sich begreiflich zu machen; glücklich genug, wenn sie nur den Begriff ausfindig machen kann, der sich mit diesen Voraussetzungen verträgt. Es ist also kein Tadel für unsere Deduction des obersten Principes der Moralität, sondern ein Vorwurf, den man der menschlichen Vernunft überhaupt machen müsste, dass sie ein unbedingtes praktisches Gesetz (dergleichen der kategorische Imperativ sein muss) seiner absoluten Nothwendigkeit nach nicht begreiflich machen kann, denn dass sie dies nicht durch eine Bedingung, nämlich vermittelst irgendeines zum Grunde gelegten Interesses thun will, kann ihr nicht verdacht werden, weil es alsdann kein moralisches, d. i. oberstes Gesetz der Freiheit sein würde. Und so begreifen wir zwar nicht die praktische, unbedingte Nothwendigkeit des moralischen Imperativs, wir begreifen aber doch seine Unbegreiflichkeit, welches alles ist, was billigerweise von einer Philosophie, die bis zur Grenze der menschlichen Vernunft in Principien strebt, gefordert werden kann."

Diese Sätze nun sagen zur Genüge, dass man das Wichtigste, was der Mensch begreifen möchte, nicht begreifen kann. Hat Kant aber etwa diese Ansichten in seinem später erschienenen Hauptwerke „Kritik der praktischen Vernunft" (1788) geändert? Lesen wir aus diesem Werke, Seite 139, Folgendes:

„Wird nun aber unser Erkenntnis auf solche Art (durch Setzung von Postulaten, meint Kant) durch rein praktische Vernunft wirklich erweitert, und ist das, was für die speculative transscendent war, in der praktischen immanent?

Allerdings, aber nur in praktischer Absicht. Denn wir erkennen zwar dadurch weder unserer Seele Natur noch die intelligible (moralische) Welt, noch das höchste Wesen nach dem, was sie an sich selbst sind, sondern haben nur die Begriffe von ihnen im praktischen Begriff des höchsten Gutes vereinigt als dem Objecte unseres Willens und völlig a priori durch reine Vernunft, aber nur vermittelst des moralischen Gesetzes und auch bloß in Beziehung auf dasselbe in Ansehung des Objectes, das es gebietet. Wie aber auch nur die Freiheit möglich sei, und wie man sich diese Art von Causalität[1]) theoretisch und positiv vorzustellen habe, wird dadurch nicht eingesehen, sondern nur dass eine solche sei, durchs moralische Gesetz und zu dessen Behuf postuliert. So ist es auch mit den übrigen Ideen bewandt, die nach ihrer Möglichkeit kein menschlicher Verstand jemals ergründen, aber auch dass sie nicht wahre Begriffe sind, keine Sophisterei der Überzeugung selbst des gemeinsten Menschen jemals entreißen wird."

So ergibt sich, dass Kants Ansichten dieselben geblieben sind. Obschon er wiederholt den Anlauf nahm, positive Wahrheiten zu verkünden, modificiert er diese immer wieder. Wir erkennen also weder die Natur unserer Seele noch die intelligible Welt, noch das höchste Wesen, noch wie Freiheit überhaupt möglich sei, und wir sehen nicht ein, wie diese Art Causalität theoretisch und positiv vorzustellen wäre, kurz, wir wissen eigentlich nichts! Ist dies aber wahr und richtig? Wenn man nun auch die ganzen Werke studierte, so kommt man genau so wie nach Lesung obiger Schlussätze in die unangenehme Lage, nicht recht zu wissen, was Kant denn eigentlich wollte. Er schrieb eine Kritik der reinen Vernunft — ihr Ergebnis war eine unbekannte Größe, das „Ding an sich". Er schrieb eine Kritik der praktischen Vernunft als Ergänzung der früheren Kritik; ihr Ergebnis ist die „Unbegreiflichkeit" des obersten Gesetzes der Moral und der Freiheit. Der „kategorische Imperativ" wird damit degradiert zu einer Art Type des Guten (auch das bespricht Kant selbst — wir gehen hier darüber weg), zu einem leeren Schema, welches zwar der Form nach richtig ist, welches aber keinen Inhalt besitzt.

[1]) Wenn Kant hier sagt „diese Art von Causalität", so meint er eine solche, welche im Gegensatze zur empirischen die über der empirischen Welt stehende intelligible Welt (die moralische) beherrscht. Dass uns eine solche Causalität ebenso unverständlich, respective unfasslich bleiben muss wie der kategorische Imperativ selbst, ist klar.

Wenn P. Vincenz Knauer dann in einer Vorlesung (Seite 292 seines Werkes), nachdem er die verschiedenen Gegner Kants in derselben mehr oder weniger abgekanzelt hat, sagt: „Nein, meine Herren, es war Kants voller Ernst" mit seiner Kritik der praktischen Vernunft, voller Ernst mit seiner stolzen Autonomie des Wiliens und dem kategorischen Imperativ ꝛc. — nützt uns das etwas?

Wir glauben, dass es Kant wirklich Ernst war mit seinen Darlegungen, müssen aber fragen: Wie soll „voller Ernst" möglich sein, wenn unsere Vernunft nicht ausreicht zur Erkenntnis der vollen Wahrheit? Was nützt uns eine Vernunft — ob man sie nun eine „reine" oder eine „praktische" betitelt — wenn sie immer nur zu „Größen" führt, deren Dasein wir zwar „postulieren" müssen, die aber ihrem Wesen nach doch „unbekannt" bleiben? Das Facit einer solchen Beweisführung lautet sehr kurz: Wir wissen nichts!

Die aus dem übertrieben kritischen Geiste Kants resultierende Unsicherheit und Unklarheit im Urtheile tritt uns in obigen Schlussworten Kants sozusagen in transparenter Beleuchtung deutlich entgegen.

Unsere „Vernunft" ist nach Kant überhaupt wenig wert und zwar gerade dann, wenn es sich um die ernstesten Dinge und ihre Erkenntnis handelt. Kant spricht von dem autonomen Willen, er spricht dann von der Würde dieses Willens, von dem Selbstzweck, von der Nothwendigkeit der Einstimmung des menschlichen Willens mit dem Willen des obersten Principes ꝛc., ja im Anfange seines Werkes spricht er auch davon, dass der Wille eine Art Causalität lebender Wesen sei, soweit diese vernünftig sind; allein dass jener autonome Wille selbst der Kern dessen ist, was Kant unbegreiflich erscheint, das fällt ihm doch wieder nicht bei zu behaupten und zu beweisen, ebensowenig wie das, dass die Causalität, auch die empirische, der unmittelbare Ausdruck des göttlichen Willens ist.

(Schluss folgt.)

Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Im Hause Matejkos.

Wenige Schritte vom alten Floryanerthor entfernt, inmitten einer der schönsten Verkehrsstraßen Krakaus steht ein schmales dreistöckiges Haus. Im Stile des reiferen Barocks gebaut, an der Façade mit wenigen, aber zierlichen Ornamenten geschmückt, fällt es durch seinen vornehm schlichten Charakter auf. Vor nicht geraumer Zeit war es das Heim Matejkos, seine Privatwohnung und sein Atelier. Hier reiften seine großen Künstlerträume; hier ruhte der nimmer Rastende von den Strapazen einer ungebändigten Schaffenskraft und -Freude.

Und nun, da kaum vier Jahre seit dem Tode des Meisters ins Land gegangen, ist an geweihter Stätte ein pietätvolles Werk erstanden, ein kleiner Kunsttempel der Erinnerung an den größten polnischen Maler, an einen der seltenen Renaissancemenschen unserer Zeit.

Der glücklichen Idee des bekannten Kunstforschers Professors Maryan Sokolowski und der bereitwilligen Unterstützung des gesammten Landes verdankt das Matejko-Museum seine Entstehung.

Wie Goethe in Weimar, Albrecht Dürer in Nürnberg, Tasso in Ferrara, so hat Matejko in der Stadt, die ihn geboren und groß gezogen, sein Denkmal gefunden. Den zahlreichen berühmten Plätzen, um derentwillen man gerne immer wieder in die alte Königsstadt pilgert, hat sich ein neuer beigesellt.

Vor wenigen Wochen war es auch uns gegönnt, die Räume des im Werden begriffenen Museums zu besichtigen. Die seltene Anmuth und bewunderungswürdige Sorgfalt in der Anordnung und Vertheilung der einzelnen Kunstobjecte nahmen unsere Aufmerksamkeit gleich zu Anfang auf die gewinnendste Art in Anspruch.

Vom Custos des Hauses freundlichst geleitet, nahmen wir auf unserem Rundgang zuerst den gewesenen Speisesaal des Meisters in Augenschein. Durch eine durchbrochene Seitenwand mit einem angrenzenden kleineren Zimmer verbunden, ist er seines Umfanges wegen auch der entsprechendste Raum für die darin in zahllosen beweglichen

Schränken, Kasten und Kästchen aufgespeicherten Sammlungen. Sechs hölzerne Köpfe, von denen fünf aus den Königsgemächern des Wawel stammen und der sechste die Züge Matejkos trägt, stützen die reconstruierte Zimmerdecke. An den Wänden hangen alte Porträte, Studien und Zeichnungen. Die Zeichnungen sind mit einer erstaunlichen Präcision und Feinheit ausgeführt und legen zugleich ein beredtes Zeugnis ab von dem unermüdlichen Eifer Matejkos in der Auffindung und Behandlung des riesigen Quellenmateriales. Ein zwischen zwei Glasplatten sorgfältig aufbewahrtes Skizzenblatt fällt insbesondere auf. Es ist eine sehr gelungene graphische Darstellung des Schädels Kasimirs des Großen, treu dem von Matejko selbst entdeckten Original nachgebildet. Die Rückseite der Schädelstudie bildet eine geniale Ergänzung der markanten Gesichtszüge des Königs. Die zahlreichen physiognomischen, decorativen und ornamentalen Skizzen Matejkos liegen hier zu einem voluminösen Bande vereinigt auf. Er hatte sie von seinen künstlerischen Anfängen bis an sein Lebensende gesammelt und sein „Wörterbuch" genannt. Neben interessanten und anregenden Zeichnungen, zwischen alten, verblassten Teppichen, Kirchenornamenten, kupfernen Trinkgeräthen hangen zahlreiche volksthümliche Musikinstrumente (darunter die Leier, die wir vom Bilde „Der Kozak Wernyhora" her kennen) und eine fast überraschende Collection alter Kriegswerkzeuge und Waffen. Wir finden altpolnische reichgezierte Säbel neben zweischneidigen, gekrümmten türkischen Gürtelmessern, feingeschliffene Dolche und großläufige Schießgewehre (aus dem 17. Jahrhundert), Streitkolben und Piken, Pfeile, Bogen, Bauernsensen und Hellebarten, dazwischen allerhand Rüstzeug: persische Panzer, Schilde der römischen Söldner, gewichtige Pickelhauben und schwere Messinghelme, Armschienen und Schwertkörbe. Auch Pferdegeschirre, Schabracken, Sattel- und Zaumzeug sind in den verschiedensten Abarten vertreten, und zwischen Humpen, Mörsern und den massiven, bereits mit Grünspan überzogenen Armleuchtern der Juden ragt die Kreuzfahne des deutschen Ritterordens empor und gemahnt uns an das Gemälde „Die Huldigung Preußens".

Einen ganz besonderen Reiz auf den Beschauer üben die in mustergiltiger Anordnung und Gruppierung vorhandenen Stoffe, Kleider und Costüme früherer Jahrhunderte. Wir erkennen die bunten und kostbaren Männer- und Frauengewänder aus den berühmtesten Bildern Matejkos wieder: den Marschallsmantel aus matter Seide und den faltigen Kontusz, das prächtige Priesterkleid des Archidiacon bei feierlichen Anlässen und das kleidsame, schimmernde Sarafangewand, schwere Damenröcke aus Plüch und Sammet in bauschiger und geschlitzter Form, Faltenüberwürfe aus durchbrochenen Stoffen, mit Pelz beschlagene Mantelkleider aus rothem Atlas und Damastjäckchen mit zart durchscheinenden, weit herabhangenden Ärmeln. Nürnberger Spitzen und Guipüreborduren bilden neben dem edlen Geschmeide den Hauptschmuck der vornehmen Frauencostüme.

Unter den wertvollsten Stücken dieser Sammlung fallen uns namentlich das historische Hochzeitskleid der Königin Elisabeth aus

hellblauer Seide mit eingesticktem österreichischen Adler und das chocolatefarbene Prunkgewand des Wojewoden Danilowicz, Großvaters des Königs Sobieski, auf.

Reich und eigenartig ist die Sammlung der Frauen- und Männergürtel, vom auserlesenen gold- und silberdurchwirkten Seidengürtel (pas slucki) bis zum einfachen Bauern- und Lederriemen. Geradezu frappierend wirkt die Fülle und Mannigfaltigkeit der hier vertretenen Kopfbedeckungen: die fürstliche Mitra, der Bischofshut und die Pelzmütze (darunter die Kopfhülle des Stephan Báthory aus der „Schlacht bei Grunewalden") und neben der zierlichen Ulanka und der schlichten Bauernkappe eine fast endlose Reihe von Frauen- und Kinderhauben, Kopfschleiern und Haarbändern. Zuletzt bemerken wir noch ein buntes Sortiment von schwerer und leichter Hand- und Fußbekleidung, großen sächsischen Kämmen, reich incrustierten Haarnadeln, Taschen, Fächern und allerhand Zierwerk.

Wir sind mit der Musterung dieses riesigen Raumes zu Ende, und von der Fülle der bereits empfangenen Eindrücke aufs lebhafteste angeregt, betreten wir den erst jüngst errichteten Arcadengang, der in den ehemaligen Salon des Meisters mündet. Hier glauben wir uns plötzlich in ein Antikencabinet versetzt. Holländische Gobelins, orientalische Decken und persische Teppiche sind über Wände und Boden gebreitet. Außer prunkvollen Möbeln im Stile des Empire finden wir schwedische Tischchen und echte Florentiner Stühle mit Mosaiken, Canapees aus Ebenholz mit rothem Seidenüberzug, und auf prachtvollen Consolen mit Gold- oder Marmorplatten haben reizende Bibelots, antike Vasen, wertvolle Uhren und Bronzen neben echtem Sèvres-Porzellan und kostbaren Elfenbeinnippes platzgefunden. Neben goldumrahmten Spiegeln prangen echte venetianische Lüster und französische Girandolen. Unser Hauptaugenmerk fällt aber bald auf die wenigen, mit aufrichtigem Kunstverständnis hier angebrachten Skizzen zu den Originalbildern Matejkos. Wir bemerken zuerst die Skizze „Zygmunt August und Barbara" auf grauer Leinwand ohne Grundierung mit untermalten Figuren. Die Züge des Polenkönigs verrathen bereits den unheimlichen Ausdruck jener dumpfen Trauer, die auf dem in Budapest sich befindenden Originalgemälde zu sehen ist. Ferner die Skizze „Sobieski vor Wien", großartig in der Composition, von einer seltenen Harmonie und einem durchsichtigen, zarten Colorit. Anheimelnd wirken „Das Innere der Gruft Kasimirs des Großen" und mehrere Zeichnungen, darunter „Christus und die Apostel" aus der Kirche des heiligen Norbert in Krakau.

Ehe wir den Salon verlassen, werfen wir noch einen Blick auf den altehrwürdigen Fauteuil, in dem sich Matejko selbst porträtiert hat, und die zahllosen in einer Vitrine untergebrachten Diplome, Ehrengaben und Auszeichnungen, die ihm von Souveränen, Akademien und Privatpersonen zutheil wurden, auf sein geliebtes Schach und die Musikinstrumente seines Vaters, die er gleich allen Familienerinnerungen stets heilig gehalten.

Eine Holzthür mit zahlreichen Studienblättern und Skizzen führt uns in den traurigsten der Räume, in Matejkos Schlaf- und Sterbezimmer. Schmal und lang, mit einem einzigen Fenster versehen,

bildet es im Hintergrunde eine Art Alkoven (wie wir es in den meisten alten Häusern Krakaus beobachten können). In diesem durch eine dicke Seidenschnur abgegrenzten Raume steht das schmucklose Bett, auf welchem der Schwererkrankte zum letztenmal die Augen schloss. Über dem Bette hangen ein Muttergottesbild und ein vergoldetes Kreuz mit brennendem Lämpchen. Ein seltsam dumpfes Gefühl beschleicht unsere Seele. Wir blicken in eine tiefe, gähnende Lücke, indem wir des todten Meisters gedenken, und die melancholische Ruhe, die über jedem einzelnen Gegenstande dieses Gemaches zu walten scheint, wirkt auf uns wie ein letzter milder Gruß aus dem fernen Reich der Schatten . . .

Wir wenden uns dem anderen Theile des Zimmers zu. Hier sind knapp an dem Fenster auf einem kleinen Tischchen die Todtenmaske des Meisters und die Nachbildung seiner Hand in Silber untergebracht. Wir bemerken ferner zwei fast unverbrauchte Farbenkästchen sowie die vertrocknete Palette, mit der er sein letztes Bild gemalt.

Neben wiederholten Zeichnungen, Aquarellen und wertvollen Händestudien streifen unsere Blicke noch die sorgfältig aufbewahrten Kleiderüberreste Matejkos, den hohen schwarzen Hut, den weißen einfachen Arbeitskittel und die vielen scharfen Brillen, deren sich der Meister in der letzten Zeit seiner großen Kurzsichtigkeit wegen stets bedienen musste.

Unser Rundgang ist zu Ende, wir haben das erste Stockwerk des nunmehr dem allgemeinen Besuche eröffneten Matejkohauses auf hastigem Streifzug besichtigt. Reich an Anregungen und Eindrücken, aber voll wehmüthiger Empfindungen verlassen wir diese auserlesenen Räume, die uns einen erhebenden Einblick in jene abgeschlossene Welt gewährten, in der ein Großer und Einsamer die bedeutsamen Documente seines künstlerischen Könnens zutage gefördert.

Wien. Leo Grünstein.

Tobias v. Wildauer.

Vor zwei Jahren trat Hofrath Dr. Tobias Wildauer Ritter von Wildhausen, Professor der Philosophie an der Universität zu Innsbruck, in den bleibenden Ruhestand, da er das psalmistische Alter erreicht hatte. Se. Maj. der Kaiser ordnete an, dass ihm aus diesem Anlasse der Ausdruck der Allerhöchsten Anerkennung bekannt gegeben werde. Nun hat er die treuen Augen für immer geschlossen. Der Heimgegangene war ein Lehrerveteran; hat er doch seine Lehrthätigkeit schon im Jahre 1850 an dem damals neu organisierten Innsbrucker Gymnasium begonnen. 1857 wurde er Supplent der philosophischen Lehrkanzel an der Innsbrucker Alma mater und im folgenden Jahre ordentlicher Professor der Philosophie an derselben. Sein Name hat einen guten Klang in der gelehrten Welt. Er hat wohl wenig geschrieben; durch das Wenige aber, das er geschrieben, hat er eine bedeutende Lücke in der Geschichte der Psychologie ausgefüllt und sich die Geschichtschreiber derselben zu großem Danke verpflichtet. Sosehr auch im allgemeinen der geschichtliche Boden der antiken Wissenschaft

umgepflügt worden ist, so hat Wildauer doch ein ausgiebiges Feld entdeckt, welches zum größten Theile noch unbebaut war und manchen frischen Spatenstich zuließ. Es ist dies „die Psychologie des Willens bei Sokrates, Platon und Aristoteles“ (2 Theile; Wagner, Innsbruck 1877—79), welche er zum erstenmale auf Grund eingehender Studien und umsichtiger Verwertung und Verarbeitung des ganzen einschlägigen Materiales lichtvoll und erschöpfend behandelt hat. Er bemerkt zutreffend: „Die Lehre vom Begehren in ihrer Ausbildung von Sokrates bis Aristoteles hat sowohl in sich selbst als wegen ihres Einflusses auf die weitere Entwicklung der Psychologie Bedeutung genug, um der Arbeit des Forschens, Ordnens und Gestaltens wert zu sein. Mögen auch die Gedanken, die uns von Sokrates über diesen Gegenstand bekannt sind, wenig umfassend scheinen, so ist er doch der erste Denker, von dem uns eine zusammenhangende Anschauung über einzelne Hauptfragen der Willensphänomene überliefert ist ... Erst der Forschergeist des Sokrates hat die Richtung auf das Subject in tieferem Sinne weiter geführt und mit ebenso viel Energie als Scharfsinn die Lehre vom Begehren eröffnet. Zwar bildete und lehrte er seine theoretischen Ansichten nur im Dienste der Ethik und daher nur in jenem beschränkten Umfange, in welchem sie für die ethischen Untersuchungen auszureichen schienen, und selbst innerhalb dieser engen Grenzen liegt von ihm, der die neu gewonnene Technik der Begriffsbildung auf alle Dinge des Lebens anwandte, noch gar kein Versuch vor, den psychischen Vorgang des Begehrens zu definieren und somit von anderen Erscheinungen des Seelenlebens abzugrenzen; aber die wenigen Sätze, die er vortrug, sind nicht bloß ausgezeichnet durch jene unbeugsame Consequenz, die selbst bei den Paradoxien, zu denen sie führt, uns nur Bewunderung abnöthigt, sondern auch das Ergebnis eines methodischen Erklärungsversuches und haben einen so engen systematischen Zusammenhang, dass man sie mit einigem Rechte schon eine Theorie des Begehrens nennen kann. Er hat dadurch nicht nur die Ethik, sondern, was man bisher zuwenig würdigt, auch die Psychologie des Begehrens begründet. Die reichere Entwicklung derselben bei Platon und Aristoteles ist wesentlich aus den Gedanken des Sokrates hervorgegangen, ja seine Lehrsätze sind, theils gebilligt, theils bekämpft, bald unverändert, bald bereichert und berichtigt, bis auf den heutigen Tag in der Psychologie stehen geblieben.“ Sie sind in der That in ihrer weiteren Entwicklung und theilweisen Umbildung durch Platon und dessen legitimen Erben Aristoteles in die Patristik und Scholastik und endlich in die Psychologie der neueren Zeit bis auf Kant herab, welcher den Sensualisten seiner Zeit gegenüber die Majestät des unbedingten, kategorischen, der Neigung „abgeängstigten“ Imperativs nachdrücklichst geltend machte, übergegangen.

Im Jahre 1859 wurde dem jungen Professor die ehrenvolle Aufgabe zutheil, in der Aula die Festrede zu Schillers hundertjährigem Geburtstage zu halten, und ebenso hielt er drei Jahre später bei der von der philosophischen Facultät anlässlich des hundertjährigen

Geburtstages Johann Gottlieb Fichtes veranstalteten Festfeier die Gedenkrede. Er stand in beiden Fällen auf der Höhe seiner Aufgabe. Wie ernst er es mit seinem philosophischen Berufe genommen, wie richtig er den Philosophen als Wahrheitssucher zu würdigen weiß, erhellt aus seinen schönen Worten: „Hätte Fichte selbst gar kein Problem gelöst und nichts gethan als unsere Erkenntnis der zu lösenden Probleme erweitert und verdeutlicht; hätte er nichts geschaffen als jenen Idealismus, der ein nothwendiger Durchgang ist für den Denker; hätte er nichts weiter geleistet als durch den kühnen, wenn auch misslungenen Versuch einer allumfassenden, in sich abgeschlossenen Wissenschaft uns einen unauslöschlichen Hunger und Durst nach derselben in die Seele gelegt; hätte er uns nichts anderes gezeigt als den Denkermuth, der die Schwierigkeiten und Widersprüche nicht umgeht, sondern sich durch dieselben durcharbeitet, um den Punkt ihrer Lösung und Erklärung zu finden; hätte er uns nichts hinterlassen als das heilige Vermächtnis, in der Wissenschaft der Wahrheit zu huldigen und nur der Wahrheit, aber keinem Machtgebot: er stände dennoch als einer jener edlen Genien da, die der Entwicklung des Geisteslebens neuen Anstoß und Schwung verliehen und sich dadurch den Dank aller gesichert haben, die von dem Strome dieser Entwicklung ergriffen und weiter getragen wurden." Doch wir können ihm darin nicht zustimmen, dass seit Sokrates schwerlich ein Philosoph ersten Ranges hervorgetreten ist, bei welchem die wissenschaftliche Überzeugung so sehr mit der persönlichen Denkweise zusammenfiel, bei dem „Kopf und Herz" so im Einklange waren wie bei Fichte. Trägt etwa Kants „Kritik der praktischen Vernunft" nicht den Stempel seiner Persönlichkeit? Hat Fichtes sinniger Ausspruch: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist. Denn ein philosophisches System ist nicht wie ein todter Hausrath, den man ablegen oder anlegen könnte, wie es uns beliebte, sondern es ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat" nicht auch auf den Altmeister Anwendung, dessen Lehre von der transscendentalen Freiheit ihm den Kopf in Einklang mit dem Herzen setzte? Wie einst Sokrates, hierin wie in anderem Betracht Kants griechisches Vorbild, die ganze Kraft seines Geistes gerade darum auf die sittlichen Aufgaben des Menschen concentrierte, weil ihm die Probleme der Physik unlösbar erschienen, so zog Kant die gleiche Folgerung aus seiner Überzeugung von der Unmöglichkeit einer Metaphysik. Das Übersinnliche ist uns außer uns als ein Gegenständliches nicht gegeben; umso dringender liegt uns ob, es in uns selbst aufzusuchen und zur lebendigen Kraft zu entwickeln, umso ausschließlicher sind wir darauf angewiesen, es praktisch, mit unserem Willen, zu ergreifen. Desgleichen macht man, wenn man es versucht, den Blick von dem gewaltigen Gedankenbau Spinozas auf den Baumeister selbst zu lenken, die Wahrnehmung, dass das Werk und sein Urheber in überraschender Harmonie sich befinden, und dass jenes das wissenschaftliche Vermächtnis eines Forscherlebens war, dessen geistige Kraft, Tiefe, Bedürfnislosigkeit und Reinheit uns Bewunderung einflößen. So verwandelt sich vor unseren

Augen eine bestimmte historische Gestalt in ein Idealbild, dessen hohe sittliche Schönheit uns eine vorbildliche für alle Zeiten geworden ist, und wir begreifen, dass selbst Friedrich Heinrich Jacobi, aus dessen religiösen Gefühlen eine heftige Verbitterung gegen Spinozas System hervorgewachsen war, voll Verzückung ausrief: „Sei Du mir gegrüßt, großer, ja heiliger Benedictus! Wie Du auch über die Natur des höchsten Wesens philosophieren und in Worten Dich verirren mochtest, seine Wahrheit war in Deiner Seele, und seine Liebe war Dein Leben!"

Wildauer gieng in der Wissenschaft nicht ganz auf, sondern er betheiligte sich schon seit Beginn der Sechzigerjahre eifrig an dem öffentlichen politischen Leben in Innsbruck. Allgemein bekannt wurde sein Name, als er bei dem deutschen Schützenfeste in Frankfurt am Main am 14. Juli 1862 dem Rechtsanwalt Dr. Metz aus Darmstadt, welcher in einer Rede die Deutsch-Österreicher gleich den Kurhessen und Schleswig-Holsteinern als „Schmerzenskinder der deutschen Nation" bezeichnet hatte, energisch entgegentrat und wider diese Behauptung entschieden Protest erhob. Er erhielt damals Zustimmungskundgebungen aus ganz Deutsch-Österreich und Süddeutschland, und der Kaiser zeichnete ihn „in Anerkennung seines in mannhafter Rede bewiesenen Patriotismus" durch den Orden der eisernen Krone aus, worauf seine Erhebung in den Ritterstand erfolgte. Auf der Rückkehr von Frankfurt wurde er in München lebhaft gefeiert und hielt dort bei einem Bankett, das ihm zu Ehren gegeben wurde, eine Rede, in welcher er den Beruf Bayerns zur Führung der süddeutschen Staaten im deutschen Bunde hervorhob, wofür ihm König Maximilian II. den Verdienstorden der bayerischen Krone verlieh. 1864 widmete er aus Anlass der Feier der fünfhundertjährigen Vereinigung Tirols mit Österreich, zu welcher der Volksgeist den Impuls gegeben hatte, „Seiner Majestät dem Kaiser Franz Josef I., dem Erneuerer Österreichs, der das Tiroler Landesfest mit Seiner Gegenwart gekrönt hat", das Denkbuch dieses Festes. Im Jahre 1867 wurde er trotz starker Gegenagitation in den Tiroler Landtag und nach Einführung der directen Reichsrathswahlen 1873 in das Abgeordnetenhaus gewählt, welchem er bis zu den letzten Wahlen angehörte.

M.

Buch der Liebe. Von M. Stona. Dritte, sehr vermehrte Auflage. Karl Konegen, Wien 1897.

Liebe in Liedern — auch in unserer realistischen Zeit findet sie noch immer ihre Verehrer. M. Stona mit ihrem „Buch der Liebe" hat den Beweis dafür neuerlich erbracht. In wesentlich vermehrter Gestalt treten ihre Liebesjauchzer und Liebesseufzer zum drittenmale vor uns hin, und kein Wunder ist es, dass ihnen vergönnt war, diesen am Ausgange des Jahrhunderts ungewöhnlichen Erfolg zu erringen. Eine tiefe Empfänglichkeit für alle Eindrücke des Augenblickes eignet der Dichterin; ein echtes und feuriges Empfinden vermählt sich in ihren Liedern mit einer graciösen Beherrschung der poetischen Form und musikalischem Wohllaut der Sprache. Frauen und Componisten werden daher mit freudigem Wohlgefallen zu diesen Liebesblüten greifen. Glück und Leid

eines liebenden Frauenherzens gelangen in den beiden Liedergruppen „Mädchenliebe“ und „Frauenleben“ zu hochpoetischem Ausdrucke, verwandte Saiten im Herzen des Lesers zum Mitklingen bringend, vom ersten Aufjubeln knospender Liebe bis zum schmerzgesättigten Entsagen der zum Tode wunden.

M. Stona bekundet eine dichterische Gestaltungskraft, wie sie uns in der Frauenlyrik selten begegnet; nur in vereinzelten Fällen gestattet sie sich eine etwas zu freie Behandlung von Versmaß und Reim. In der Regel ist das schwierigste Sonett so formrein gebaut wie der volksthümliche Vierzeiler. Dabei geht die Dichterin stets ihre eigenen Wege, auch dort, wo dichterische Nachempfindung nicht ganz ausgeschlossen zu sein scheint, und wenngleich für die „Mädchenliebe“ Rückerts „Liebesfrühling“ und Heines „Buch der Lieder“, für das „Frauenleben“ Ada Christen theilweise vorbildlich gewesen sein mögen, so ist M. Stona doch immer sie selbst, sowohl in ihrer naiv-romantischen Mädchenhaftigkeit als in der frauenhaften Rückhaltlosigkeit der „Moderne“, immer wahr und offen, allzeit eine Individualität. Ganz Gefühl, geht sie allerdings — echt weiblich — in ihrem Gegenstande zumeist völlig auf, bloß ausnahmsweise sich über ihn erhebend und ihn aus dem engen Bannkreise des Vergänglich-Persönlichen abgeklärt in die höhere Sphäre des Ewig-Menschlichen rückend; hie und da aber ertönt ihre Leier auch von dieser erhabensten Warte des Dichters aus, so in den Gedichten „Eden“, „Abend“ und „O, senk' vor der Welt das Visier!“, in „Herbstes-Nebel“ und „Wohl trennen Menschen uns und Meere“. Der schalkhafte Humor freilich, welcher der Erzählerin M. Stona so lustig aus den Augen blitzt, hat in das „Buch der Liebe“ keinen Einlass gefunden. Die Liebe nimmt sie feierlich ernst im Aufblühen wie im Ersterben; sie erfüllt ihr ganzes Sein.

Zur Zeit des Liebeslenzes singt sie:

Ich lebe wie die Blüte,
Die sich am Strauche wiegt:
Gar wonnig im Gemüthe
Hat Liebe mich besiegt.

— — — — — — — — — —

Wie Lüfte mich umkosen,
Fühl' seinen Kuss ich glühn.
Das ist die Zeit der Rosen:
O, lasst mich weiter blühn!

Am Grabe ihrer Liebe aber klagt die Dichterin:

Wie licht ist mir das Leben einst erschienen,
Als noch das Glück mein junges Herz erhellt
Und mit des Frohsinns ungetrübten Mienen
Hinaus ich blickt' in diese Gotteswelt!
Nun schau' ich schmerzdurchzittert auf sie hin:
Sie sagt mir nichts, als dass ich elend bin.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Verflossen sind auf immer jene Stunden,
Die sorglos ich im Glück dahingelebt.
Doch bluten noch so heiß der Seele Wunden,
Es ahnt kein Mensch, wie mich der Schmerz durchbebt.
Nach einem strebt allein mein stolzer Sinn:
Dass keiner wisse, wie ich elend bin.

Den Menschen und ihren Moralsatzungen schleudert sie die Anklage zu:

Wohl trennen Menschen uns und Meere
Und auch die christliche Moral;
Uns einet nur des Leides Schwere
Und ungestillter Sehnsucht Qual.

Doch fragt nach menschlichen Gesetzen
Kein Lichtstrahl, der vom Himmel kommt,
Ob groß und klein er mag ergötzen,
Und ob es wohl dem Nachbar frommt.

So flutet auch in manche Seele
Verbotner Liebe Lichtgewalt,
Der Euer Sang von Schuld und Fehle
Ohnmächtig nur entgegenhallt.

Dann aber tröstet sie sich wieder:

Silberglanzumflossen
Ruht das alte Meer:
Weiße Wolken schweben
Still im Blau einher.

Über sich des Himmels
Unergründlichkeit,
Unter sich die Tiefe
Unermesslich weit.

Flücht'ger Lüfte Spielball,
Gleiten sie dahin,
Wie wir Menschenseelen
Durch das Leben zieh'n.

Zwischen dem Vergangnen
Und der Zukunft Schein,
Zwischen Ewigkeiten
Schwindet unser Sein.

Viele der kleinen Lieder lechzen förmlich nach Vertonung, so unter anderen:

Auf des Teiches blauen Wogen,
Auf der schwanken Wasserbahn
Wie von Sehnsucht fortgezogen
Schwimmt im Abendglanz mein Kahn.

Weiße Wasserrosen streben
Leuchtend aus der dunklen Flut;
Wolkenhoch die Möwen schweben;
Still versiegt des Tages Glut.

Und es wiegt in holdes Träumen
Mich die Welle schmeichelnd ein.
Leid und Kummer, sie zerschäumen:
Bin mit meinem Glück allein.

Ja, Tondichtung und Frauenliebe finden hier ein Schatzkästlein voll Liederperlen, wenn auch nicht alle Gedichte, verschiedenen Entwicklungsstufen der Sängerin entstammend, völlig gleichwertig sind. Das literarische Charakterbild der geist- und humorvollen Erzählerin von „§ 335",[1]) der „Reise nach Scheveningen"[2]) und anderer Noveletten findet im „Buch der Liebe" seine willkommene Ergänzung, und in der stattlichen Tafelrunde des dichterischen Jung-Österreich hat sich M. Stona[3]) damit einen achtungswerten Platz ersungen.

Mährisch-Ostrau. Julius Reuper.

---

[1]) In „Menschen und Paragraphe", Wien 1896.

[2]) In „Erzählt und gesungen", Wien 1890.

[3]) Marie Scholz, geb. Stonawski, in ihrem Geburtsorte Strzebowitz, k. k. Schlesien, wo sie 1861 das Licht der Welt erblickte, als Gutspächtersgattin lebend.

Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Am Kamin.

Görz. Von Karl Coronini.

Die Sonne lacht, der Himmel blaut,
Wie er seit Jahren blaute,
Ich aber sitze am Kamin,
Der mich durchwärmt, der traute.
Da lodert ein Olivenklotz,
Halb Glut, halb finstre Kohle,
Belebend mir das müde Herz
Und die erstarrte Sohle.
Fast menschlich blicket er mich an
Und spricht: Ich bin Dein Bildnis,
Du trägst in Dir ein Paradies
Und eine graue Wildnis!
Doch rasch leckt eine Flamm' empor,
Versprühend tausend Funken,
Sie saugt des Herzens Nebel auf
Und macht die Seele trunken.
Denn wer selbst heisern Sanges noch
Den Glanz der Schönheit singet,
Der fühlt, sobald die Lerche schwirrt,
Ihr gleich sich frei beschwinget.
Heil dem, der jene Sprache kennt,
Des Lenzes zärtlich Flüstern,
Ihm kann die Wolk' am Firmament
Sein Eden nicht umdüstern!
Denn gleichwie in Sareptas Krug
Das Öl nie wollt' versiegen,
So bleibt ihm Schwungkraft stets genug,
Hinauf zur Sonn' zu fliegen —

Zur Sonne, die auch jung nicht mehr,
Doch leuchtet seit Äonen
Und, mild umstrahlt vom Sternenheer,
Wohnt, wo die Götter wohnen!

In das Stammbuch der Donna Cecilia.

Von Demselben.

Hätt' ich dies Blatt, bevor ich es beschrieben,
So, wie es war, Dir gleich zurückgestellt,
Dir würde kund, was jeder von Dir hält,
Weil Makelloses alle, alle lieben.
War es nicht blank wie Deine Stirn, die klare,
Nicht weiß und rein wie Dein beseelt Gemüth,
Auf dessen Grund die Lilie schneeig blüht,
Nicht wie Dein Geist, der immer sucht das Wahre?
Ja, hätt' ich nicht auf dieses Blatt geschrieben,
Noch heute trüg' es Deines Innern Bild,
Da jetzt, wo ich's mit meiner Schrift erfüllt,
Ein Zerrbild nur von Dir zurückgeblieben!
Doch unverzagt! Nicht in der fernen Weite
Winkt jederzeit das Heil, das oft ganz nah!
Das zarte Bild, es liegt ja wieder da:
Bloß umzuschlagen braucht man diese Seite.

Des Mädchens Gram.[1]

Aus dem Čechischen des Julius Zeyer übersetzt von Bronislav Wellek. Prag.

Hell erglänzt die Morgenröthe,
Licht geht auf die liebe Sonne;
Lärm im Hof, auf Feldern Singen;
Auf dem Bett des Hauses Tochter,
Jung und zart — sie regt sich nicht.
Väterchen tritt in die Kammer,
Und es spricht der Greis: „O Theure,
Morgen ist's, indes Du ruhest!
Sag', wer wird denn für Dich jäten
In dem Garten bunten Mohn?
Ruhst noch, während wir beriethen
Mit der Mutter schon beim Dämmern,
Ob wir einem Mann ins Dorf Dich,
In den Herrenhof geben sollen
Oder in die frohe Stadt."
Doch das Mädchen schweigt. Die Mutter
Tritt herein, die alte, treue
Ruft ihr zu: „Ei meine Tochter,

[1] Aus den „Liedern auf littauische Motive".

Schläfst Du noch, wer wird denn rüsten
Ihre Ausstattung der Braut?"
Doch da sprach das bleiche Mädchen:
„Nie werd' ich mich mehr erheben;
Vorbereitet ist der Brautschmuck:
Rautenkranz und weißes Linnen
Und ein langes Todtenhemd.
Vater, sag', wozu berathen
Mit der Mutter schon beim Dämmern?
Wirst nicht einem Mann im Dorfe,
In dem Herrenhof am Hügel
Geben mich, noch in der Stadt.
Mütterchen wird mich geleiten
Dort, wohin mein Herz sich sehnet:
Auf den Berg, drauf steht die Linde
Voll von Blüten, süßem Flüstern,
Welche kennt mein ganzes Leid;
Wird in kühle Erde legen
Mich, wird weinen, ach, ich weiß es,
Ach, den ganzen Winter weinen —
Doch die bittren Thränen trocknen
Wird im Lenz der Sonnenschein!
Meine Brüder werden wieder
Pferde weiden und besuchen
Dann mein Grab, bedeckt mit Blüten;
Aus der Fremde wird auch kehren,
Den ich in den Tod geliebt.
Saget ihm dann, meine Brüder,
Dass ein Herz schläft unterm Hügel
In dem engen Bretterhäuschen,
Blutend aus der tiefen Wunde,
Die geschlagen sein Verrath!
Dass dort liegt ein todtes Mädchen,
Eingehüllt in weiße Leinwand,
Die gestickt ward mit dem Faden
Seines Goldhaars und mit Zähren
Wie mit Perlen ward besetzt.
Kälter werden Herz und Hände —
Seht mich an zum letztenmale,
Eh' das Licht aus meinen Augen
Ganz entflieht! Kommt näher, näher,
Meinen letzten Seufzer hört!
Wer vermag der Lieb' Geheimnis
Zu erforschen? Eher zählt Ihr
Alles Laub im Wald zusammen,
Eher leert Ihr weite Meere,
Eh' Ihr es ergründen könnt!

Seine Hand reicht jetzt der Tod mir,
Den ich sehnsuchtsvoll gerufen —
Unten in der schwarzen Erde
Wird mich schmerzen, dass der Liebste
Nicht an meinem Bett jetzt stand;
Dass mit Euch er mich nicht legte
In das enge Haus, nicht weinte
Mit dem Vater, mit der Mutter,
Dass zuletzt auch er nicht schaute
Weinend in mein brechend Aug'!"

Die Mutter.

Aus dem Čechischen des Josef V. Sládek übersetzt von Bronislav Wellek.

„Du bist, ach, mein Leben, mein höchstes Glück,
Du Engel mit goldenen Haaren,
O, sieh mich nur an: in dem einzigen Blick,
Was ich an Wonne und Wehen erfahren,
Gibt selig Gedenken zuletzt mir zurück!"
  Der Mutter Blick ruht auf dem Kind,
  Und rings der Abend zu dämmern beginnt.
„Die rosigen Wangen, der Locken Kranz —
Bist, Kindlein, Du traurig am Ende?" —
„O Mütterchen!" — „Dein ist die Stimme so ganz,
Dein sind sie, die zarten Hände,
Doch im Auge erlosch Dir der lebhafte Glanz!"
  Der Mutter Blick ruht auf dem Kind,
  Der Abend düstere Schatten spinnt.
„Mein theuerstes Kleinod, komm näher doch her,
Nicht lebe ich, seh' ich nicht mehr Deine Wange,
Was war, ist nur Leid, was blieb, ist Beschwer,
Wenn ich nur im Arm Dich umfange!
Mein Kind, mein Kind, Du siehst mich nicht mehr?"
  Der Mutter Blick ruht auf dem Kind —
  Wohl eine Zähre ins Auge ihr rinnt?
„Wo bist Du? Ich hör' Deine Stimme so rein,
Hör' Deine Schritte und kann Dich nicht sehen —
Gott, mehr als die Thräne muss es wohl sein!
Wo bist Du, mein Kind? Was ist mir geschehen?
Mein Gott! Erlosch schon der Sonnenschein?"
  Es zappelt das Kind ihr entgegen geschwind
  Und umarmt seine Mutter — die Mutter ist blind.

Wien.

Müde bin ich, matt und müde.

Von Leo Grünstein.

Müde bin ich, matt und müde,
Möchte meine Lider senken,

In das ew'ge, eigentliche
Land der Träume mich versenken
Und im Traume meine Schritte
Nach der Zaubergrotte lenken,
Wo die Amoretten Lethe
Mir in goldnen Schalen schenken!
Müde bin ich, matt und müde,
Möcht' so gern die Augen schließen,
Träumend in die Ferne blicken,
Wo mich Maienlüftchen grüßen,
Wo nach ehernen Gesetzen
Jene prächt'gen Blumen sprießen,
Die in ihre zarten Kelche
Ewiges Vergessen schließen!

Der verhasste Schwiegersohn.

Erzählung aus dem Kalotaszeger ungarischen Volksleben.

Aus dem Ungarischen der Etelka v. Gyarmathy übersetzt von Dr. Heinrich v. Wlislocki.

Budapest. (Fortsetzung.)

Nur schnell, nur schnell! Vergeudet nicht so viel Zeit mit allzu großen Vorkehrungen!" trieb der kranke Mann sein Hausvolk an. „Ich will, dass das neue Jahr einen neuen Wirt in meinem Hause treffe!" Und die kleine Maid ist nun so selig, dass Urahne was zu hören hat.

„Nicht wahr, Urahne, selbst das Holz brannte früher nicht mit so schöner Flamme? Seht nur her, Urahne, seht!"

Urahne meint, dass einmal in alter Zeit, in sehr alter Zeit die Flamme einen ebenso schönen Glanz hatte.

„Ja, ja, sie hatte solchen Glanz, mein kleines Mädchen!" Das Mädchen sinkt auf die Alte hin, sie weiß, dass diese ihr Flüstern nicht hört, und doch spricht sie es aus, sie muss es aussprechen, wovon ihr Herz so voll ist: dass alles, alles wohl so gewesen sein kann, wie es jetzt ist, aber dass jemals jemand so viel Liebe gefühlt hätte im Herzen, das glaube sie nicht, nein, denn kein zweiter Gyuri habe je auf dieser Welt gelebt!

Urahne streichelt bald das von Glückseligkeit strahlende zarte Antlitz, bald die erwachende graue Katze, dann kehrt ihre streichelnde Hand zurück zu ihrem Kameraden, zum abgewetzten glänzenden Stabe, und ihr stierer Blick versenkt sich in die rothe Flamme der Tannenscheite.

Das Drängen des kranken Mannes hat die ganze Verwandtschaft in Aufregung, Frau Erzsok aber beinahe zur Verzweiflung gebracht. Dann

aber that sie sich Gewalt an: es geschehe Gottes Wille! Und diesem höheren Willen gemäß hielten sie gegen Neujahr die Hochzeit ab, und in das alte Haus kam ein neuer Mann. Dieser Umstand verminderte nicht gerade die fieberhafte Aufregung der Schwiegermutter; aber sie bestrebte sich, den inneren Kampf in zurückhaltende Kälte zu hüllen.

„Nun, meine Schwiegermutter zürnt mir gar sehr," sprach zu sich der Schwiegersohn, dann aber setzte er stolz hinzu: „Nun, sie wird sich bald selbst beruhigen. Ich habe sie nicht beleidigt, kann sie daher auch nicht versöhnen!" Übrigens war er ja mit seinem eigenen stürmischen Herzen hinlänglich in Anspruch genommen, so dass er sich nicht viel mit anderen befassen konnte. Er nahm sich zwar vor, nimmer an die zu denken, die ihn verlassen; deshalb aber konnte er sie doch nicht für einen Augenblick sich aus dem Sinne schlagen.

Die Schwiegermutter, heimlich ihren Schwiegersohn betrachtend, dachte bei sich, die Jugend jenes unglückseligen Mannes sei geradeso wie die ihrige gewesen: er liebt nicht, er duldet nur; er ist ihr gut, und sie glaubt, dass er sehr liebe, und sie benimmt sich nun demgemäß ihm gegenüber. Welch ein schweres Leben! Ja, sie, sie liebte damals noch keinen anderen, dieser jedoch liebt noch immer seine treulose Geliebte. Und Frau Erzsok denkt bei sich: Liebst Du sie, nun, so ertrage denn auch die Qual! Diese Gedanken aber besänftigten nicht den Kampf der schönen Frau; bisweilen fühlte sie, dass sie dies Leben nicht mehr ertragen könne; dies ist ja kein Leben, sondern eine Hölle! Vergebens wiederholte sie es sich unzähligemal, dass dieser ihr Schwiegersohn ihrer Achtung nicht wert sei und sie ihn zu verachten habe — alles vergeblich! Sie fühlte gar zusehr, welch ein flammendes starkes Gefühl sie zu jenem stattlichen, schönen jungen Manne hinziehe. Deshalb aber wird sie sich doch nicht verrathen: sie hört nicht auf den Teufel, und als treue Gattin wird sie auf den Sarg ihres Mannes hinsinken. Sie schauerte zusammen: das Grab klaffte ihr ja schon hier mit offenem Rachen entgegen! Und als sie gerade daran dachte, vernahm sie die Stimme des kranken Mannes:

„Erzsok, komm' her auf ein Wort . . . aber was fehlt Dir? Wie bleich Du bist!" Erzsok bestrebte sich, den Kranken zu beruhigen: ihr fehle nichts; möglich, dass ihr bleiches Aussehen der von den gelben Wandkrügen zurückfallende Sonnenschein verursache; Andris erscheine ihr dagegen geröthet, weil die Sonne die Farbe des rothen Polstereinsatzes zurückwerfe; es ist ja nichts so, wie wir es sehen. Der Gatte widerlegte diese Behauptung.

„Es gibt auch solches, Erzsok, was wir in der That sehen; oder war Deine Liebe, die mich bis zum Grabe beglückte, nicht auch so, wie ich sie gesehen habe? Und dann gibt es noch etwas, meine liebe gute Frau, von dem ich wollte, dass es nicht so sei; deshalb aber kannst Du es doch nicht leugnen, dass es so ist." Der Schein der gelben Krüge färbte die Gattin noch bleicher, ihre schlanke Gestalt wankte. „Ich bemerke es schon seit lange," fuhr Andris fort, „und sehe, dass Du unseren Schwiegersohn noch immer mit schiefen Augen ansiehst;

er kann sich nicht in Dein Herz einschleichen. Du warst stets mein guter, süßer Engel, thatest nie etwas gegen meinen Willen; jetzt, wo ich das Nahen des Lichtes fühle, habe ich noch die letzte Bitte an Dich zu richten: liebe den Gyuri, er verdient es! Sieh, wie glücklich hat er unser einziges Kind gemacht! Nicht wahr, Erzsi ist jetzt wie eine blühende Rose, und doch hassest Du ihren Gatten!"

Die Frau versetzte leise, aber rasch:

„Andris, ich bin unserem Schwiegersohn nicht feind . . . deshalb könnt Ihr ruhig sein . . ."

„Aber liebe ihn so, dass auch unsere Tochter Deine Neigung wahrnimmt! Denn sieh, Erzsok, mir hat Erzsi gestanden, dass an ihrer großen Glückseligkeit nur Deine Kälte dem Gyuri gegenüber eine Scharte schlägt, Du liebst ihren Gatten nicht!" — Ihr solltet nur, Du und Deine Tochter, mir in das Herz hineinblicken können . . . dann hättet Ihr vielleicht genug davon, was Ihr darin erblickt! — Der Eintritt der blühenden jungen Frau unterbrach das Gespräch, und da bemerkte der kranke Mann einen warmen Schein in den schönen Augen seiner Gattin aufblitzen, und er sagte — ja, er fühlte es auch — dass er so nun ganz ruhig den letzten Weg antreten könne. Einige Tage darauf gieng er auch von hinnen.

Als nun die Strahlenflut der Märzsonne auf die mit schwarz besticktem Leintuch überzogene Bahre fiel, da richtete sich Urahne empor, stützte sich auf ihren glänzenden Stab und blickte ins Antlitz des Todten; ihre Lippen bewegten sich, und leise murmelte sie:

„Auch dies war schon einmal gerade so! Zwischen diesen Schwarzstickereien dort unter den an der Wand hangenden gelben Krügen stand der Sarg, darin der Mann lag mit dem sanften, bleichen Antlitz gerade wie dieser!" Als sie ihn dann noch länger anblickte, begann in ihrem alten Kopfe die Erinnerung zu dämmern; nun konnte sie sich entsinnen: wer zuerst da unter den gelben Krügen gelegen, das war ihr guter, theuerer Gatte gewesen, den im vierzigsten Lebensjahre die Schwindsucht weggerafft hatte. So alt war auch Andris gewesen, aber nicht dieser da, sondern ihr lieber Sohn, der gleichfalls dort gelegen und ebenso gelb war wie dieser Andris da . . . er hustete, der Arme, er hustete unaufhörlich . . . so war es in diesem Hause immer! Aber von nun an wird es nimmer so sein, denn der letzte Bozsa liegt ja hier im Sarge! Und bei diesem Gedanken presst sich das Herz der alten Frau so zusammen, als wenn man ein Familienwappen umzukehren hätte; und aus ihren alten Augen rollen die Thränen herab, während sie leise murmelt:

„Ich wäre mit frohem Herzen statt Deiner hinweggegangen, Du mein süßer, theurer Enkel!"

Jeder Mensch hat eine besänftigende Thräne, nur ich habe sie nicht! denkt bei sich die Witwe und wankt todtenbleich mit zusammengepressten Händen ins Nebenstübchen, aus dem sie bis zur Leichenbestattung nicht zum Vorschein kommt.

„Sie war immer so verschlossener Natur," sagten die Leute. „Sie liebte ihren Gatten gar sehr," sagten die Versammelten, „nur soll

sie den Verstand darob nicht verlieren, denn ihr Blick verspricht nichts Gutes! Seht nur, wie sie vor sich hinstiert!"

Einige Tage nach dem Leichenbegängnisse rüstete Gyuri seinen Pflug zum Ackern her, während seine kleine Frau den Brotsack packte, und nachdem sie ihn mit allem möglichen Guten vollgefüllt hatte, band sie ihn an den Pflug. Dann mit liebender Zärtlichkeit die Ochsen streichelnd, sprach sie zu den Thieren:

„Zusammen wuchsen wir auf ... vor vier, fünf Jahren haben wir uns oft und oft auf der Wiese herumgetrieben ... aber, Ihr Armen wisst ja das nicht, und auch das wisst Ihr nicht, dass ich jetzt sehr, sehr glücklich bin!" Inzwischen sprach Gyuri drinnen zu seiner Schwiegermutter:

„Frau Mutter, ich habe Euch nie etwas Böses angethan, und doch blickt Ihr mich seit meinem ersten Eintritt mit schiefen Augen an! Solange der Hauswirt lebte, schwieg ich; nun sollte ich der Herr sein, aber trotzdem will ich nichts ohne Euere Einwilligung beginnen; bewältigt also Eueren Groll, leben wir in guter Eintracht, damit Gottes Hilfe bei uns bleibe ... aber Ihr, Frau Mutter, hasst mich!"

Die Witwe nahm alle ihre Kraft zusammen und bemühte sich, ruhig zu erscheinen:

„Ich hasse Dich nicht, ich grolle Dir nicht, Gyuri, das hast Du Dir nur in den Kopf gesetzt ... möglich, dass ich Dir früher gram war, weil ich wusste, weshalb Du meine Tochter geheiratet hast: um Rache zu nehmen an der, die Du geliebt hast; jetzt aber sehe ich, dass Du sie achtest, und habe also keinen Grund, Dir gram zu sein. Meine Natur ist so verschlossener Art, drum achte nicht auf mich! Was aber die Angelegenheiten betrifft, so mache alles nach Deinem Willen, ich werde nie dagegen etwas einwenden!"

„Gott sei Dank! Wenn die Sache so steht, dann ist mir ein Stein vom Herzen gefallen; ich glaubte immer, Frau Mutter, Ihr hasst mich, und dann wäre mein Leben hier nicht beneidenswert gewesen! Nun aber reicht mir die Hand zur Eintracht!"

Die schöne Witwe reichte ihm nach einem kühlen Blick die Hand kalt entgegen, in ihren Adern aber tobte das heiße Blut, als wenn Feuerfunken aus ihrer ganzen Gestalt hervorsprühen wollten.

Mit Eintritt der Zeit des Pflügens und Säens hatte der junge Landwirt gar viel zu thun, und die gepflügten Furchen athmeten eine gesunde Luft aus, dass sein fieberndes Herz sich besänftigte und langsam auch gesundete. Mit großer Arbeitslust versah er die schöne, ausgedehnte Wirtschaft und suchte in jeder Beziehung die Zufriedenheit seiner Schwiegermutter zu erlangen. Er hatte von seiner Frau erfahren, dass die Witwe die Pilze sehr liebe, und nun kehrte er selten heim, ohne in seinem Vorrathsacke einige schöne Pilze mitzubringen. „Sie nimmt sie nicht besonders herzlich an," dachte er bei sich, „ich thue indes das Meine, das übrige ist dann ihre Sache!" Ja, aber gerade das übrige war das Schwere an der Sache! Der starke Wille der

Witwe konnte noch den Zug ihres Herzens im Zaum halten, ihr Verstand war noch Herr über ihr Blut, über jenes urkräftige, tobende Blut, das zuerst von der alles erhaltenden Wärme erhitzt wird. Die Verstellung aber kostete sie eine schreckliche Kraftanstrengung; ihr innerer Kampf wuchs von Tag zu Tag, und doch war es, als ob dies neue Gefühl sie ganz und gar verjüngt hätte; über ihr ganzes Wesen ergoss sich eine gewisse elastische Frische; das Feuer ihres Blickes machte ihr schönes Antlitz glänzender, und im Dorfe hörte man gar oft die Bemerkung, die man ja auch im Salon oft genug vernehmen kann: „Sie ist schöner als ihre Tochter!" Beim Volke ist dieser Umstand eine heikle Sache, und dass man die schöne Witwe auch jetzt noch nicht verurtheilte, weil sie schöner als ihre Tochter zu sein wagte, das konnte sie nur dem Umstande verdanken, dass ihr Betragen stets mustergiltig war und ihre Zurückgezogenheit und ihr Ernst als Witwe dafür bürgten, dass sie keine Absicht hatte, noch einmal zu heiraten: also ist ihr ja erlaubt, schön zu sein!

In purpurglühendem Abenddämmerscheine stand die Witwe vor der Stallthür und wartete auf die Kühe; sie war allein und brauchte sich nicht zu verstellen; wie ihre üppige Schulter an die Stallthür lehnt und ihr schlanker, herrlicher Leib sich lässig ein wenig seitwärts beugt, strömt über ihr Antlitz und über ihr ganzes Wesen so viel Sehnsucht, Wärme, als ob eine junge Geliebte ihren Bräutigam erwarte. Und statt des Burschen war der Schwiegersohn gekommen. Die Witwe war zusehr in ihre süßen, trüben Gefühle versunken, als dass sie die sich nähernden Schritte vernommen hätte. Gyuri stand vor ihr, wünschte „guten Abend" und überreichte ihr einige große Pilze; dabei berührten sich ihre Hände; das Antlitz der Frau wurde feuerroth, und unbewusst sah sie Gyuri mit einem warmen, sinnberückenden Blicke an, der den Mann verwirrte; sein Herz zuckte zusammen: mit so viel Feuer, mit solchem Sehnen konnte ja nur noch eine, jene andere ihm in die Augen blicken! . . . Ja, diese Frau hat gerade solche Augen wie Bori . . . aber warum hat er dies bis jetzt noch nicht bemerkt? Auferstandene Erinnerungen versetzten sein Herz in heftige Bewegung, und von diesem Augenblicke an konnte er auf die Witwe nie mehr so wie auf die Mutter seiner Frau blicken, sondern sah immer nur das eine, dass sie gerade solche Augen habe wie Bori.

Frau Erzsok raffte sich nach einigen Minuten auf und schritt an Gyuri kalt, ernst vorüber just so wie früher.

Am nächsten Tage wählte sich Gyuri die Zeit aus, wo niemand in der Stube war — Urahne ist ja stets niemand; er will der Alten einen Gefallen erweisen und trägt Tannenreisig hinein, das er ins Feuer wirft.

„Nun, wie brennt das Feuer, Urahne?"

„Das Feuer brennt immer schön, mein Sohn, denn es ist nicht das stinkende Lampenzeug, das man heutzutage so sehr liebt!"

Gyuri wollte etwas erfahren, wusste aber nicht, wie er es anfangen solle, und begann daher gleich vielen anderen mit dem Wetter sich zu helfen:

„Wunderschönes Wetter ist draußen, Urahne!“

„Es ist ja Sommer,“ versetzt die Alte gleichgiltig; sie hat ja so viele schöne und stürmische Sommer erlebt, dass ihr solches schon ganz gleichgiltig geworden ist. Dies dachte sich wohl auch der Gatte ihrer Urenkelin, denn er setzte also fort:

„Ihr habt bereits viele Sommer erlebt, Urahne, Ihr mögt auch viele Menschen gekannt haben — die Jüngeren, glaube ich, kennt Ihr weniger?“

„Jeder hat bis aufs Haar dasselbe Antlitz wie seine Vorfahren; eine ist so wie ihre Großmutter, die andere wie ihre Urahne; mancher gleicht seinem Großvater und Urahn. Alles ist so, als ob ich es schon einmal gesehen hätte, deshalb ist ja keiner mir unbekannt.“

Gyuri blickt vorsichtig um sich herum, ob niemand sich ins Zimmer geschlichen, streichelt dann die graue Katze, und sich zur Alten hinneigend, fragt er:

„Urahne, kennt Ihr die Tamás Bori?“

„Sag' mir, wer ihr Großvater ist!“

„Der Tamás Janko!“

„Tamás Janko? . . . Ich weiß . . . ich weiß schon . . . ja, eine schöne Frau war die Urahne dieser Tamás Bori!“

„Eine schöne Frau ist sie auch! Aber, Urahne, was denkt Ihr, warum ist meine Schwiegermutter diesen so ähnlich? Meines Wissens sind sie ja miteinander nicht verwandt.“

„Wart' nur, mein Sohn . . .“ Die Alte streichelt nun mächtig ihren alten Stab, der wird die Erinnerung schon aufwecken; dann spricht sie: „Nun ja, mein Sohn, jetzt ist ja alles klar! Diese beiden Frauen, nämlich die Bori und Deine Schwiegermutter, hatten eine und dieselbe Urahne, jene berühmte schöne Frau, die ich zuvor erwähnte, der sind beide ähnlich; auch ich suchte lange herum, bis ich es herausfand, wem unsere Frau gleicht. Nur dass jene eine gar weltliche Frau war . . . lange lebte noch ihr Ruf . . . gut, dass unsere junge Frau nur die Schönheit von ihr geerbt hat, nicht auch ihre Natur . . .“ Die Alte versenkte sich in die Erinnerungen an jene schöne Zeit, in welcher alles so schön gewesen war, selbst das Reisig mit röthlicherem Scheine brannte, und setzte nun gerne das Gespräch fort:

„Zwei Geschwister waren sie von gleicher Schönheit, und sie liebten beide denselben Burschen, obwohl sie beide angetraute Gatten hatten. Da sie einander so ähnlich waren, so liebte der Bursche immer die, mit der er eben zusammentraf; aber die eine junge Frau wollte sich nicht in die Liebe theilen und ermordete den Burschen; sie steckte eine englische Nadel in sein Brot; die blieb dem Burschen in der Kehle stecken, und er erstickte, der arme . . .“ (Schluss folgt.)

Für die Redaction verantwortlich: Eduard Kotek.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.